

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I. Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 49

São Paulo, 24. Mai 1913

IX. Jahrg.

„Die Zukunft“ und der Staat São Paulo.

„Die Zukunft“ ist ohne Zweifel die bedeutendste Wochenschrift des deutschen Sprachgebietes und ihr Herausgeber, Herr Maximilian Harden, gehört zu den glänzendsten Vertretern der deutschen Tages-schriftstellerei. Wenn sie ehrlich sein wollen, müssen auch die Gegner seines Blattes das zugestehen. Aber gerade weil dem so ist, dürfen wir die Aeusserungen nicht stillschweigend passieren lassen, die der mit dem Pseudonym Ladon zeichnende volkswirtschaftliche Mitarbeiter der „Zukunft“ in Nr. 26 des laufenden Jahrganges über den Staat São Paulo getan hat.

Herr Ladon schreibt in der genannten Nummer über „Latino-Amerika“ und äußert in dem Artikel über São Paulo folgendes: „Der Regierung des brasilianischen Staates São Paulo wurde neulich die Absicht zugeschrieben, eine Anleihe zur Stützung des Kaffeemarktes aufzunehmen; 7,5 Millionen Pf. Sterling sollten es sein. Wie würde sich die internationale Finanzwelt zu solchem Geschäft stellen? Und wie steht es um das praktische Ergebnis der 1908 begonnenen Valorisation? Finanziell war sie kein Mißerfolg. Die Besitzer der Schuldverschreibungen sind nicht enttäuscht worden. Heute ist nun der Geldmarkt in schlechter Verfassung. Ohne Schaudern erlebt mans, daß der Privatkredit Gipfel erklettert und der Bankmann wohlwollend die leeren Taschen umkehrt. Die ausgepowerten Staaten aber belagern jeden Geldschrank, als obs um Adrianopel ginge. Wie wird sich ein Handel von der Art des brasilianischen Finanzgeschäftes in diesen Notstand einfügen? Als 1908 die große Valorisations-Anleihe von 15 Millionen Pfund Sterling abgeschlossen wurde, sah man um sie vereint englische, amerikanische, deutsche und französische Bankhäuser. Damals wurde vereinbart, daß die gesamte Valorisation des Kaffees durch die Regierung von São Paulo endgültig abgeschlossen sei. Dieser Staat verpflichtete sich, vor der vollständigen Rückzahlung der Anleihe keine neue Valorisation einzuleiten. Der Mensch denkt und der Kaffeebaum lenkt. Die Anleihe ist bis auf einen Rest von 4,5 Millionen Pfund Sterling getilgt; und von den 8,5 Millionen Sack Kaffee, die damals vom Staat übernommen wurden, sind nur noch 3 Millionen übrig. Aber der Kaffeepreis sinkt und die Ernteschätzungen steigen. Die Natur hat das Kunst-

gebäude der Valorisation ins Wanken gebracht. Nun fragt sich, wie die Machthaber mit den neuen Schwierigkeiten fertig werden. Der Preis war 1912 bis auf die höchste Spitze geklettert, die er in der letzten Dekade überhaupt erreicht hat; 72¾ Pfennig Hamburger Notierung. Seitdem hat er sich auf 57 Pfennig gesenkt; und wahrscheinlich wird er noch tiefer sinken, denn der Konsum hat sich, unter dem Einfluß der hohen Preise, eingeschränkt, und jetzt erwartet man eine sehr reichliche Ernte. Die hatte 1911—12 rund 12,5 Millionen Sack betragen. Die Regierung hat den Erntesegen zu mindern versucht; sie erließ ein Gesetz, das die Verbrennung minderwertiger Pflanzen anordnete, ein Ausfuhrverbot, ein Verbot neuer Pflanzanlagen. Dennoch haben Sachkenner sich durch den Augenschein überzeugt, daß die Zahl der Kaffeebäume nicht ab-, sondern zugenommen hat, und die Regierung von São Paulo muß selbst zugeben, daß neue Pflanzungen angelegt worden sind. Die Angabe, 300 Millionen neuer Kaffeebäume seien zu den alten Beständen gekommen, berichtigte die Staatsbehörde: es seien nur 30 bis 40 Millionen. Trotz allen Verboten wächst also die Produktion.“

Der Artikel der „Zukunft“ ist, wie wir betonen möchten, nicht unfreundlich gegen São Paulo. Die Stellen, die wir gesperrt gedruckt haben, beweisen das, und weiterhin zeigt es auch eine Reihe von Darlegungen, die Herr Ladon in den nächsten Abschnitten anstellt. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß er von falschen Voraussetzungen ausgeht und mit unrichtigen Zahlen operiert. Wie die internationale Finanzwelt sich zu der neuen Paulistaner Anleihe stellen werde, diese Frage wurde inzwischen beantwortet: die Anleihe wurde zu Bedingungen untergebracht, die bei der gegenwärtigen Lage des Geldmarktes ausgezeichnet zu nennen sind, und sie ging ab wie warme Semmeln. Die fünfprozentige Verzinsung hätte das Publikum sicherlich nicht gereizt, wenn es nicht ein sehr berechtigtes Vertrauen in die wirtschaftliche Lage und in die Finanzgebarung des Staates São Paulo hätte. Die Anleihe wurde nicht zur Stützung des Kaffeemarktes aufgenommen, wie Herr Ladon annimmt und wie auch in den Vereinigten Staaten vermutet wurde. (Ein Marktbericht der Firma Henry Nordlinger & Co. in New York sagt: „Die Verwendung dieser Anleihe ist nicht bekannt; man sagt, daß sie zum großen Teil, wenn nicht ganz dazu verwendet werden soll, um den Pflanzern zur Erlangung bes-

serer Preise für ihren Kaffee behilflich zu sein, welches ja auch der Zweck der früheren Valorisationsanleihe war.“) São Paulo hat die Anleihezwecke bekannt gegeben. Der Kaffee spielte nur insofern eine Rolle dabei, als der Staat die Valorisationsanleihe liquidieren wollte. In 4 Jahren sind 10,5 Millionen Pfund Sterling zurückgezahlt worden. Das ist gewiß eine Leistung! Und mehr als 3 Millionen Sack sind noch vorrätig. Nimmt man nur den Wert von 2,5 Pfund Sterling pro Sack an — in Wirklichkeit ist der Preis, der bei den Versteigerungen von Valorisationskaffee erzielt wurde, stets höher gewesen —, so repräsentiert jenes Lager einen Wert von über 7,5 Millionen Pfund Sterling, deckt also völlig den Wert der neuen Anleihe. Durch die Ablösung des Restes der Valorisationsanleihe bekommt der Staat das freie Verfügungsrecht über jene Kaffeevorräte. Von einer Verletzung der bei Abschluß der Valorisationsanleihe eingegangenen Verpflichtungen kann nicht die Rede sein, denn die Anleihe ist ja jetzt völlig zurückgezahlt worden. Das Konsortium der damaligen Anleihe war nicht nur mit der Rückzahlung einverstanden, sondern hat sogar die neue Anleihe übernommen.

Die Natur hat das „Kunstgebäude“ der Valorisation nicht nur nicht ins Wanken gebracht, sondern sie hat sogar in unerwarteter Weise dazu beigetragen, die Valorisation so gelingen zu lassen, wie es die eben angeführten Zahlen beweisen. Von 1908 bis 1912 hat es nur einmal eine Ernte von über 10 Millionen Sack gegeben, und das war im Jahre 1910. Die Ernteziffern sind: 1908 7.203.000 Sack, 1909 9.531.000, 1910 11.495.000, 1911 8.12.000, 1912 9.972.000 Sack. Die Ernte von 1911/12 hat also durchaus nicht 12½ Millionen Sack betragen, wie Herr Ladon irrig annimmt. Die Ernte 1912/13 wird noch geringer sein als die vorhergehende, denn in den ersten 10 Monaten des Erntejahres wurden nur 8.121.602 Sack nach Santos gebracht, gegen 9.456.709 Sack in der gleichen Periode des vorhergehenden Erntejahres. Man rechnet mit höchstens 8½ Millionen Sack. Was endlich die Ernte 1912—13 anbelangt, so erwartet niemand eine sehr reichliche Ernte. Die Sachkenner sind sich darüber einig, daß die Ernte 10 Millionen Sack nicht erreichen wird. Die Nachrichten mit phantastischen Erntezahlen, die von einigen Baissiers verbreitet wurden, haben den Markt eine Zeitlang beunruhigt. Die Festigkeit der letzten Wochen zeigt aber, daß die Ueberzeugung Platz gegriffen hat, die Ernte werde nicht übermäßig groß sein.

Woher Herr Ladon die Nachricht hat, die Paulistaner Regierung habe die Verbrennung minderwertiger Pflanzen angeordnet, und ein Ausfuhrverbot erlassen, ist uns unklar. Sicherlich haben Gegner der Valorisation seiner Zeit diese Behauptungen in Umlauf gesetzt, um die öffentliche Meinung aufzustacheln und die Märkte zu beeinflussen. Sie haben ja sogar erfunden, daß S. Paulo 10 Millionen Sack Kaffee bei Santos habe ins Meer werfen lassen! Neupflanzungen sind allerdings verboten worden, soweit es sich nicht um den Ersatz für absterbende Bestände handelte, und dieses Gesetz ist tatsächlich nicht überall befolgt worden, namentlich nicht in der letzten Zeit, als das Gelingen der Valorisationsaktion nicht mehr fraglich war. Aber 30 bis 40 Millionen Bäume reichen nicht aus, um die Produktionsminderung zu ersetzen, die aus dem Aelterwerden der Bestände herrührt. Bäume, die über das 15. Jahr hinaus sind, lassen im Ertrage merklich nach, ohne daß es deshalb schon vorteilhaft wäre, sie umzuhauen. Seit 1908 sind etliche hundert Millionen Bäume in dieses Alter eingetreten,

und die 30 bis 40 Millionen Neupflanzungen, die erst vom 3. Jahre ab etwas tragen können, gleichen diese Produktionsfähigkeit nicht aus. Selbst die 300 Millionen Bäume, mit denen Herr Nortz die ganze Welt alarmierte, würden heute noch keinen ausreichenden Ersatz bieten. Die Behauptung des Herrn Nortz war aber recht leichtfertig, denn wer von Havre auf 14 Tage nach S. Paulo kommt, der darf sich keine Sachkennerschaft über die Kaffeeplantagen eines Gebietes von der Größe des Königreiches Preußen anmaßen. Wir glauben, das wird auch Herr Ladon uns gern zugeben!

Nachdem wir so mit Herrn Ladon gerechnet haben, wollen wir auch diejenigen Sätze seines Artikels hervorheben, zu denen wir zustimmen. Er sagt weiter: „Man muß von der Taktik der Spekulanten absehen, um den Zusammenhang zwischen dem Kaffeemarkt und der wirtschaftlichen Verfassung Brasiliens richtig zu würdigen. Kämen die Finanzen dieses großen südamerikanischen Reiches in Unordnung und würde seine Kaufkraft geschwächt, dann verlören die europäischen Wirtschaftstaaten eine gute Chance. Der Gesamtwert des brasilianischen Handels betrug 1912 etwa 138 Millionen Lstrl. Vom Export, der sich auf 74,6 Millionen Lstrl. stellte, fielen auf den Kaffee allein 46,5. Diese Ware ist also von größter Wichtigkeit für die Einnahme des Landes; sie sichert ihm einen Ausfuhrüberschuß, der für Staaten von nicht gerade mitteleuropäischer Finanzverfassung eine Lebensfrage ist. . . . Deutsches Geld hat die brasilianische Entwicklung mitgefördert. Deutsche Finanzinstitute haben Niederlassungen in Brasilien und Dampfer unter deutscher Flagge sind in brasilianischen Häfen zu Haus. Der deutsche Importeur bleibt nur hinter John Bull zurück. Wir müssen deshalb wünschen, daß es dem Kaffeland gut gehe. . . . Im deutschen Reichstag ist gegen die Kaffeevalorisation gesprochen und ein Eingriff nach dem Muster des amerikanischen gefordert worden. Daß in Nordamerika die Behörde 900.000 Sack Kaffee verkaufen ließ, (das tat nicht die Behörde, sondern das Valorisationskomitee, um die behördlichen Schikanierungen unmöglich zu machen. D. Red.), hat aber nur den Baissespekulanten Freude bereitet. Man müßte nicht die Valorisation, sondern die Spekulation bekämpfen.“

Wie gesagt, es ist Deutschlands angesehenste Wochenschrift, in der diese Sätze stehen.

Wochenschau.

Deutschland.

— In Berlin stießen zwei Aeroplane zusammen. Der Steuermann des einen Apparates, Leutnant Jucker, wurde dabei getötet.

— In der Nähe von Helgoland ereignete sich an Bord des Torpedobootes „S. 148“ eine Explosion, bei der zwei Mann getötet und drei schwer verletzt wurden.

— Der londoner „Standard“ hatte die Behauptung aufgestellt, daß der deutsche Gesandte im Haag, bei der holländischen Regierung Schritte unternommen habe, um die Erlaubnis zu erwirken, daß die Vulkanwerft in Amsterdam eine Filiale errichtet. Dieses Gerücht wurde von holländischer Seite mit aller Entschiedenheit in Abrede gestellt.

— Der neue bolivianische Gesandte, Herr Salinas Vega, hat Kaiser Wilhelm sein Beglaubigungsschreiben überreicht.

— Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ befaßt sich mit dem neuen brasilianischen Bürgerlichen Gesetzbuch und spendet ihm ein hohes Lob. Das brasi-

lianische Bürgerliche Gesetzbuch sei ein Beweis der hohen juristischen Kultur des Volkes, das es organisiert.

— Aus Spitzbergen ist die Nachricht eingelaufen, daß die Expedition Schroeder-Stranz vernichtet ist. Von den Expeditionsmitgliedern leben nur noch der Marinemaler Have und Rüdiger. Dem letzteren sind aber sowohl die Hände wie die Füße erfroren und müssen amputiert werden. Die anderen Mitglieder der Expedition sind alle in den Eisregionen zugrunde gegangen.

— Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr von Jagow, ist von Wien nach Berlin zurückgekehrt. Kaiser Franz Josef hat ihm den Leopolds-Orden verliehen.

— Die deutsche Anfuhr nach Brasilien war im verflossenen Jahre um 41 Millionen Mark größer als im Jahre vorher und in den ersten Monaten des laufenden Jahres konnte man schon konstatieren, daß der Export nach den brasilianischen Häfen noch stärker wird, obwohl die Begünstigung Nordamerikas durch die brasilianischen Zollgesetze den Handel mit unserem Lande zu beeinflussen schien. (Was sagt nun die hoch- und naseweise „Tägliche Rundschau“ dazu, die vor wenigen Wochen ihre Schimpfregister gegen Brasilien aufzog? Ihr ganzes Geschreibe und Geletze hat dem Reiche auch keine 41 verschimmelte Pfennige eingebracht und das von diesem Blatt besudelte Brasilien hat im Jahre 1912 41 Millionen Mark mehr nach Deutschland geschickt als im Jahre 1911!)

— Am nächsten Montag reist das englische Königspaar nach Berlin ab, wo es sich neun oder zehn Tage aufhalten wird.

— Die Regierung erließ ein Gesetz, nach dem ein jeder Aviatiker, der über die Grenze fliegt, mit zwei Wochen Gefängnis zu bestrafen ist.

— Ein Mechaniker, der früher in Diensten des Grafen Zeppelin gestanden, wurde als der Spionage verdächtig verhaftet.

— In Straßburg fand in Anwesenheit des Prinzen Heinrich von Preußen ein großes Wettfliegen statt. Nach der Beendigung der Flugkonkurrenz wurden einige neue Torpedo-Aeroplane von dem Prinzen getauft.

— Die am Sonnabend, den 17., stattgefundene Landtagswahl in Preußen hat fast gar keine Verschiebung der Kräfteverhältnisse gebracht. Die Konservativen verloren acht Sitze, das Zentrum zwei. Die Liberalen gewannen sieben Sitze und die Sozialisten einen. Heute müssen mehrere Stichwahlen stattfinden.

— In Lübeck brannten zwei große Bretterdepots ab. Das Feuer sprang auf einen finnländischen Segler über, der ebenfalls zerstört wurde. Man vermutet, daß das Feuer von verbrecherischer Hand gelegt wurde.

— Die Hochzeitsfeier der deutschen Kaisertochter hat am Sonnabend begonnen. Die Trauung findet am nächsten Sonnabend statt.

— Am Sonnabend, den 17., fand die Trauung der Prinzessin Viktoria Margaretha, Tochter des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, mit dem Prinzen Heinrich von Reuß statt.

— Der Kaiser begnadigte den Hauptmann French, den Unterleutnant Brandon und den Advokaten Stewart, die wegen Spionage verurteilt worden waren. In englischen Regierungskreisen hält man diesen Akt kaiserlicher Huld für ein Kompliment gegen den englischen König. Die Freilassung der genannten Herren wird sich wegen der Erfüllung gesetzlicher Förmlichkeiten noch einige Tage hinziehen. Die „Deutsche Zeitung“ von Berlin nimmt diese Nachricht mit sehr gemischten Gefühlen auf.

— Gestern machten 5 Herren und 3 Matrosen von Kiel aus einen Ausflug auf die hohe See. Da sie bis heute noch nicht zurückgekehrt waren, lief ein Torpedokreuzer auf Suche darnach aus.

— Aus Dresden erfährt man, daß der König von Sachsen heute nach Wilhelmshaven abreisen wird, um den Flottenmanövern beizuwohnen.

— Die Budgetkommission des Reichstages hat das Projekt der Heeresvermehrung angenommen und ebenso die Errichtung mehrerer Stationen für Lenkballone gutgeheißen.

— Der Defraudant Brunnig, der vor einiger Zeit bei der Dresdener Bank zweihundertsechzigtausend Mark unterschlug und nach einigen Monaten in Kanada verhaftet wurde, ist zu vier Jahren und sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden.

— Die Vorbereitungen zu der Hochzeit der deutschen Kaiserstochter sind beinahe beendet. Diese Hochzeit verspricht die pompöseste zu werden, die Berlin seit Jahren gesehen.

— Man spricht davon, daß Deutschland und England einen Vertrag betreffend die Bagdad-Bahn abschließen werden. England wolle Deutschland in Zentralafrika verschiedene wirtschaftliche Vorteile gewähren.

Von den Balkanländern.

Die Mannschaften des internationalen Geschwaders haben Skutari besetzt. Der montenegrinische Kommandant übergab dem Chef der fremden Truppen, dem englischen Viceadmiral Burney, feierlich die Stadt, die Fremden besetzten darauf die öffentlichen Gebäude und übernahmen die Pflichten der Polizei. Damit war eins der interessantesten Kapitel des Balkankrieges zu Ende.

Die Friedensverhandlungen wollen nicht vom Fleck rücken. Die serbischen und griechischen Delegierten bei der Friedenskonferenz in London haben angeblich keine genauen Instruktionen und können infolgedessen nichts tun. Allem Scheine nach wollen die Balkanverbündeten die Vorbedingungen zum Friedensschluß nicht so ohne weiteres unterzeichnen, sondern erst über die Frage diskutieren, d. h. sie in die Länge ziehen.

Ueber Albanien erfährt man, daß Oesterreich-Ungarn und Italien für sich das Recht in Anspruch nehmen, den König auszuwählen. Ob die anderen Großmächte sich auch für diese Personalfrage interessieren, ist unbekannt.

Nach einem direkten Telegramm hat Oesterreich-Ungarn die Demobilisierung seiner Truppen verfügt, nach einem Havas-Telegramm ist aber das Gegenteil der Fall und hat die Donaumonarchie die Demobilisierung suspendiert. Wer nun recht hat, das ist schwer zu sagen. Es ist möglich, daß die Wahrheit in der Mitte liegt und Oesterreich-Ungarn eine teilweise Demobilisierung verfügt hat.

Es zirkulierte das Gerücht, daß die Türkei eine Anleihe von zwanzig Millionen Pfund Sterling aufnehmen wolle. Dieses Gerücht wird aber dementiert, d. h. wohl: die Türkei hat gegenwärtig nicht den Kredit, um an eine solche Anleihe denken zu können.

Die Wiener Regierung hat den anlässlich der Spannung zwischen Oesterreich und Montenegro über Bosnien und Herzegowina verhängten Belagerungszustand aufgehoben. Die Reserven sind aber noch nicht entlassen worden, denn das Kabinett meint, die internationale Lage hätte sich noch nicht aufgeklärt.

Die Donauinsel Ada Kaleh ist dem Königreich Ungarn angegliedert worden. Diese unbedeutende

Insel, die früher der Türkei gehörte, wurde infolge des Berliner Vertrages 1878 an Oesterreich-Ungarn abgetreten, das sie darauf besetzte. Die Insel ist von Türken bewohnt, die Tabak- und Weinbau betreiben.

Jetzt wird die Erklärung bekannt, mit der der montenegrinische Kommandant, General Defir, Skutari den internationalen Truppen übergab. Er sagte: „Ich beneide meinen Vorgänger, der bis zum Äußersten Widerstand leistete. Dem Heere einer einzigen Nation gegenüber würde ich ihn nachahmen, der Druck der Mächte zwingt mich jedoch, nachzugeben. Mein einziger Trost ist, daß ich Skutari einem Admiral übergeben kann, der ein Sohn der vornehmen britischen Nation ist, denn ich bin überzeugt, daß er die Gräber der Helden nicht entehren wird.“

Die Bevölkerung von Skutari verhält sich dem Wechsel der Dinge gegenüber höchst gleichgültig; den Albanern ist es anseheinend einerlei, wer über sie herrscht; der Schrei nach nationaler Selbstständigkeit ist jedenfalls nur eine künstliche Mache: den Leuten ist es Schnuppe, wer über sie regiert, Montenegro, Serbien, Oesterreich-Ungarn oder ein König von der Mächte Gnaden.

In der russischen Reichsduma brachte der Minister des Aeußern, Graf Sasanow, das Projekt ein, Montenegro eine Hilfe von neunzigtausend Pfund Sterling zu gewähren. Rußland, das die montenegrinischen Kriegsauslagen getragen hat, ist demnach entschlossen, dem kleinen Ländchen nochmals auf die Beine zu helfen.

Nach einer Meldung des londoner „Daily Telegraph“ ist ein bulgarisch-serbischer Konflikt zu befürchten. Das dürfte aber kaum der Fall sein, denn die beiden Länder haben einen Vertrag, nach dem sie alle eventuellen Streitfragen dem Schiedsrichterspruch des russischen Zaren unterbreiten.

Die österreichisch-ungarische Regierung hat die Entlassung von 50.000 Reservisten verfügt. Dieselbe Regierung hat den Konsuln in Skutari, Janina und Adrianopel, welche die Schrecken der Belagerung mitgemacht haben, Auszeichnungen verliehen. — Ueber die Uneinigkeit der Verbündeten heißt es, daß die Meldungen, die über die Spannung zwischen den einzelnen Balkanstaaten sprechen, alle übertrieben sind. Es bestehen wohl einige Meinungsverschiedenheiten, die haben aber nicht die Bedeutung, die ihnen beigelegt wird. — Oesterreich und Italien werden Kriegsschiffe nach Durazzo entsenden. Es heißt, daß diese Maßnahme darauf zurückzuführen sei, daß die Lage in Albanien durch das Vorgehen des türkischen Generals Essad Pascha, der sich bekanntlich zum König ausgerufen hat, unhaltbar erscheint.

Notizen.

São Paulo.

Es kriselt an allen Ecken und Kanten. Der Handel hat kein Geld, denn die Banken rücken mit dem Manne nicht heraus. Ein schwerer Druck lastet auf dem Wirtschaftsleben und mancher, der noch vor Kurzem den Himmel voller Baßgeigen sah, sieht jetzt den Pleitegier. Die Bodenpreise sind ganz bedeutend gesunken und sie werden noch weiter sinken, denn die Angebote übersteigen bei weitem die Nachfrage und das geschieht natürlich nur deshalb, weil das Zirkulationsmittel davongerollt ist und nicht mehr mit derselben Geschwindigkeit zurückrollt. Eine Reihe von Gesellschaften sind in Liquidation

getreten und andere werden diesem fatalen Beispiel folgen müssen. Unter den verkrachten Gesellschaften befinden sich welche, auf die man große Hoffnungen setzte und die von Männern geleitet wurden, deren geschäftliche Tüchtigkeit noch vor wenigen Monaten den Gedanken an einen Krach gar nicht aufkommen ließen. Sie sind auch nicht schuld daran, daß die Herrlichkeit ein schnelles Ende nahm, denn die konnten das Geld nicht aus der Luft zaubern und an dem Geldmangel gingen sie zugrunde. — Man setzte sehr große Hoffnungen auf die neue Staatsanleihe, aber jetzt hört man schon, daß diese Anleihe an der Situation sehr wenig ändern werde. — Die Hauptursache der einsetzenden Krise ist die Unsicherheit in der alten Welt, denn sie hat die Zurückhaltung des europäischen Kapitals zur Folge, aber auch hier selbst sind Ursachen der Anormalität der Lage vorhanden: man hat mit dem Gelde, daß uns noch vor kurzem zufließ, nicht richtig gewirtschaftet; wäre dieser Fehler nicht begangen worden, dann hätte man hier die Zurückhaltung des europäischen Kapitals nicht so empfindlich gespürt. — Die gegenwärtige Krise, die hoffentlich ebenso schnell vorüber geht wie sie gekommen ist, sollte verschiedenen Leuten zur Lehre dienen, daß eine Katastrophe in der alten Welt auch hier ihre Opfer fordert. Als am Anfang dieses Jahres französische Chauvinistenblätter die sogenannten Prophezeiungen an den Mann brachten, da begannen auch hier allerlei Stimmeln von der bevorstehenden Generalabrechnung zu piepsen und man sprach mit einer unübertrefflichen Gelassenheit davon, daß die von den Germanen bedrängten „lateinischen Brüder“ durch die Hilfe des erwachenden Slaventums zu ihrem Rechte kommen würden. Was wäre aber geschehen, wenn der große Tanz wirklich begonnen hätte? Wie er auch immer auch ausgegangen wäre: die ganze Welt und Brasilien mit ihr wäre in Mitleidenschaft gezogen worden, denn die Welt ist durch die Internationalität des Kapitals, durch die Wechselbeziehungen des Handels so solidarisch, daß ein Land nicht leiden kann, ohne daß die anderen, mögen sie nun diesseits oder jenseits des Ozeans sein, mitbetroffen würden. Wer das nicht begreift und von einem Kriege anders als von einem Weltunglück spricht, der ist zurückgeblieben und glaubt, wir befänden uns noch am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Unterschlagung. Seit einigen Tagen zirkulierte in der Stadt das Gerücht, daß im Bureau einer großen hiesigen Textilfabrik eine Unterschlagung aufgedeckt worden sei. Der Name des Etablissements und des der Unterschlagung Beschuldigten wurden aber nicht genannt. Jetzt erfährt man, daß es sich um die „Companhia de Tecelagem Italo-Brasileira“ handelt und daß die unterschlagene Summe sich auf 42:000\$000 beläuft. Der Unterschlagung wird der Sub-Gerent Salvador Cuffari verdächtigt, gegen den der Präventivhaftbefehl vorliegt. Der Genannte ist aus der Stadt verschwunden. Er hat, wie es scheint, stark gespielt und ist durch die Verluste verleitet worden, in die Kasse zu langen.

Schleierhandel. In hiesigen Zeitungen trifft man häufig Anzeigen in schlechtem Französisch und noch schlechterem Portugiesisch, daß die Madame Soundso, soeben aus Paris zurückgekehrt, wieder ihren Kundinnen zur Verfügung stehe. Dieser Mitteilung wird in der Regel hinzugefügt, daß die betreffende Madame eine Anzahl „tot chieker“ Kleider mitgebracht habe und den verehrten Damen zu äußerst billigen Preisen verkaufe. Wenn man ein gutes Gedächtnis hat und sich für Verschiedenes interessiert da kann man feststellen, daß diese Madamen gar zu häufig aus Paris zurückkehren. Kaum ist die eine Anzeige aus den Zeitungsspalten verschwunden,

so erscheint auch schon die andere — die Madame, die in der vorigen Woche noch gar nicht abgereist war, ist wieder zurück. Dieses sollte auch in dem Zeitalter des Aeroplans und des Lenkballons auffallen, aber dieses scheint nicht zu geschehen, denn man hört nicht, daß eine dieser Madamen den Besuch des Steuerfiskals erhalten hätte. Die Sache oder die Lösung des Rätsels ist nämlich die, daß die Madame Jeanne oder Micheline gar nicht nach Paris reist, sondern hübsch hier bleibt und sich von den reisenden Dämchen, die alle paar Monate ihren Wohnsitz wechseln, Kleider mitbringen lassen. Die Kokotten kommen mit vollen Koffern und setzen hier die Hälfte der mitgebrachten Kleider bei den bekannten Madamen ab, die die Ware an den Mann oder in diesem Falle an die Frau bringen. Damit ist der Zoll wunderbar umgangen; die „Madame“ verkauft ihre Kleider billiger als das beste Geschäft der Stadt und verdient noch ihre fünfzig Prozent dabei. Die Dämchen, die den Madamen die Kleider zuführen, ergänzen ihre Garderobe wieder aus den Geschenken, welche sie hier von den lebenswürdigen jüngeren und älteren Herren erhalten, und so ist allen geholfen, nur der legitime Handel und der Fiskus sind geschädigt — dem einen entgeht die Kundenschaft und dem andern ein ansehnlicher Zollobtrag. — Wie die eleganten Allerweltsdamen, so treiben es auch manehé Herren, die sich Handelsreisende nennen, die aber weiter nichts als Schmuggler sind. Sie bringen in ihren Koffern angebliebene Muster, die aber sofort an die „Madamen“ oder unter der Hand abgesetzt werden zum großen Schaden des steuerzahlenden Handels, dem ein großer Teil der Kundenschaft abgejagt wird, weil er mit den Paschern nicht konkurrieren kann. — Der Schaden, den der rechtmäßige Handel erleidet, wird auf jährlich zehntausend Contos de Reis geschätzt. Diese Summe ist wohl ungeheuer, aber man kann getrost behaupten, daß sie eher zu niedrig als zu hoch ist.

Die Zollämter können hier nichts ausrichten, denn sie können ja nicht feststellen, ob die Damen ihre Kleider hier tragen oder verkaufen wollen wie es sich ja auch ihrer Beurteilung entzieht, ob die als Handelsreisenden sich vorstellenden Herren wirklich eine Firma vertreten oder nicht. Nur die Municipalität kann den Handel vor diesen Schädlingen schützen, indem sie sowohl die Madamen wie die Handelsreisenden der bezeichneten Kategorie besteuert und ihnen dadurch das Handwerk legt. Wenn diese Leute auf ihre Weise ein Geschäft machen wollen, dann sollen sie das so tun, daß die anderen nicht geschädigt werden, in diesem Falle die Handlungshäuser, die hier schwere Steuern zu zahlen haben.

Bundeseinnahmen im Staate São Paulo. Im Jahre 1912 beliefen sich die Bundeseinnahmen im Staate São Paulo auf 16.921:671\$050 gegen ... 14.520:467\$293 im Jahre 1911 und gegen ... 12.544:784\$305 im Jahre 1910.

Coffea robusta. Die aus Afrika stammende Kaffeevarietät *Coffea robusta* hält seit einigen Jahren, seit sie auf Java den Kaffeebau zu neuem Aufschwung verholfen hat, sämtliche Kaffeeplanzer der Welt in Aufregung. Herr Wildeman von dem berühmten Botanischen Garten in Buitenzorg auf Java hat eingehende Studien über die Pflanze angestellt und ist zu dem Schlusse gekommen, daß sie keine eigene Spezies ist, sondern nur eine Varietät der in Zentral- und Westafrika heimischen *Coffea canephora*. Sie bildet einen Strauch mit horizontal gestellten Zweigen, die sich während der Blüte und zur Zeit der Fruchtbildung außergewöhnlich tief neigen, infolge der sehr starken Besetzung mit Blüten und Früchten. Diese Ergiebigkeit ist eines der bedeutsamsten wirtschaftlichen Kennzeichen der *Cof-*

fea robusta: keine andere kultivierte Kaffeeart gibt ebensoviele Bohnen pro Baum wie diese. Eine andere wichtige Eigenschaft ist, daß sie sehr zeitig trägt, früher als *Coffea arabica* und *Coffea liberica*. Was vielleicht für Java und Sumatra noch wichtiger ist, ist der Umstand, daß sie zwischen den Gummibäumen und den Kokospalmen als Zwischenpflanzung ausgezeichnet gedeiht. Im Jahrbuch des Landwirtschaftsdepartements von Java werden Zahlen über die Ergiebigkeit der verschiedenen Kaffeearten veröffentlicht, Zahlen, die auf Grund von Versuchen mit mit den gleichen Bedingungen wachsenden Bäumen gleichen Alters der verschiedenen Arten gewonnen wurden. Danaeh ergaben pro Baum: Java 53 bis 97 gr, Maragogyne 14 bis 18 gr, Mokka (kleine Bohnen) 27 bis 38 gr, Mokka (große Bohnen) 118 gr, Robusta 992 gr, Quillou 1.020 gr, Maragogyne auf Quillou-Unterlage 26 gr, auf Robusta-Unterlage 156 gr, Eugenifolia 20 bis 133 gr, Laneifolia 10 gr, Erecta 43 gr, Cochleaata 12 gr, Rotundifolia 40 gr, Laurina 83 gr, Unisperma 20 gr, Columnaris 17 gr, Angustifolia 60 gr. Quillou und Robusta, beide westafrikanischer Herkunft, waren also allen anderen Arten weit voraus. Bemerkenswert ist, daß der auf Java viel angebaute Maragogyne-Kaffee auf Quillou-Unterlage so wenig ergab, auf Robusta-Unterlage dagegen weit mehr als jede jemals bisher auf Java angebaute Art, nämlich 156 Gramm. Es muß sich bei den Versuchen übrigens um ziemlich junge Exemplare gehandelt haben, denn ein ausgewachsener Baum von Mokka oder Liberia trägt auch in schlechten Jahren seine 300 bis 350 gr, wenigstens im Staate São Paulo. Immerhin erscheint es uns sehr angebracht, der *Coffea robusta* auch bei uns ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn wenn sie so schnell derartig große Erträge liefert, dann sollten wir nicht warten, bis die asiatische und afrikanische Konkurrenz groß geworden ist.

Goyaz-Bahn. Die Schienen der Estrada de Ferro de Goyaz haben das linke Ufer des Rio Verissimo, fünf Meilen von der Ortshaf Ipameri entfernt, erreicht.

Die wirtschaftliche Lage in São Paulo. Ueber die wirtschaftliche Lage unseres Staates Ende 1912 berichtet das österreichisch-ungarische Konsulat in S. Paulo, wie wir dem „Handelsmuseum“, dem amtlichen Organ des k. k. öster. Handelsmuseums in Wien entnehmen, folgendes: „Obwohl die Grundfesten der wirtschaftlichen Prosperität São Paulos, der Kaffee, im Preise im großen und ganzen fest blieb, d. h. dem Pflanze 60 bis 70 Proz. Nutzen trug, obwohl Handel und Industrie ihre aufsteigende Entwicklung fortsetzten und der Import um ein Erhebliches noch stieg, zeigte sich gegen Ende des Jahres 1912 eine ganz unerwartete und nach dem Erwähnten nicht ganz natürliche Geldknappheit auf dem Platze. Die letzten vier Monate des Jahres 1912, während welcher der größte Teil des Kaffees zur Verschiffung gelangt, stehen sonst bei günstiger Konjunktur im Zeichen des Geldüberflusses. Vor einem Jahre, als die wirtschaftliche Lage, was Kaffeepreise, Industrie und Handel betrifft, hinter der jetzigen zurückstand, war Geld um 6½ Proz. zu haben; der Diskont betrug 6 Proz.; die Banken verzinsten die im Kontokorrent deponierten Beträge teilweise gar nicht und gute Effekten notierten an der Börse so weit über pari, daß das investierte Kapital 6—6½ Proz. ergab. Heute steht der Diskont auf 10 Proz., der Zinsfuß für sonstige Kredite und Hypotheken auf 10—12 Prozent. Daß die Verhältnisse zur Zeit so stehen, ist nicht nur auf die allgemeine politische Weltlage und auf die daraus resultierende Depression auf dem europäischen Geld-

markte zurückzuführen, sondern auch auf lokale Momente. So haben die Streiks der Dock- und Transportarbeiter im Hafen von Santos eine Stockung im Kaffeehandel herbeigeführt. Große Mengen Kaffee, die sich bereits in Händen des Käufers befanden, mußten teils noch auf dem Transporte im Innern des Landes zurückgehalten werden, teils in Santos in Lagerhäusern untergebracht werden. Kommissär und Exporteur mußten zur Befriedigung des Fazendeiro große Bankkredite in Anspruch nehmen, und so trat eine Ueberlastung der Banken ein, die dann auch noch von ihren europäischen Kreditgebern bei beginnender Umdüsterung des politischen Horizonts knapp gehalten wurden. So kam es auch, daß im Innern des States, namentlich in den Kaffeezentren, Geld billiger zu haben war als in São Paulo und Santos. Daß trotz dieser gespannten Lage des Geldmarktes, die durch den immer steigenden Import, durch die Gründung neuer und Erweiterung bestehender Industrieunternehmungen noch verschärft erscheint, sich nichts Ähnliches wie eine Krise entwickelte, ist ein Beweis für die gesunde wirtschaftliche Lage dieses Staates.

Ein gutes Beispiel bieten hierfür zwei Märkte, die sonst das empfindlichste Barometer einer Konjunktur bilden: Börse und Immobilienmarkt. In beiden war eigentlich keine Depression zu spüren, nur ein völliger Mangel an Angebot, aber auch an Nachfrage zu bemerken. Es gab Wochen, während welcher an der Börse nicht mehr als 80—100 Contos umgesetzt wurden. Es wollte niemand zu verlustbringenden Kursen verkaufen. Auch der Terrainmarkt litt nicht, wo doch nach der starken vielfach übertriebenen Spekulation der letzten Monate leicht eine fühlbare Depression hätte eintreten können. Es konnten sich die Preise behaupten und es ereignete sich kaum der Fall, daß Immobilien unter dem Marktpreis gehandelt wurden. Am ehesten machte sich begrifflicher Weise diese Geldknappheit in den Kreisen der Kaffeehändler fühlbar. So mußte die vor 6 Monaten von Kaffeekommissären und Fazendeiros gegründete Banco Agricola ihre Zahlungen einstellen, weil sie stark à la baisse spekuliert hatte und ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen konnte. Doch betrogen die Passiva bloß 200 Contos de Reis und erscheint, da das Kapital noch nicht voll eingezahlt war, diese Summe durch die Aktionäre gedeckt.

Wir können hinzufügen, daß sich dieses Bild auch in den ersten 4½ Monaten des laufenden Jahres nicht geändert hat, obwohl die Kaffeepreise nicht mehr auf der Höhe von Ende 1912 stehen. Aber gerade das bezeugt, wie gesund die wirtschaftliche Lage in São Paulo ist.

Die Baukosten der Hansabahn. Der Verkehrsminister hat den Schiedsspruch angenommen, den der Ingenieur José Luis Baptista als Vertrauensmann der Bundesregierung und der Ingenieur José Luis Mendes Diniz als Vertrauensmann der Bahngesellschaft über die Baukosten der Bahn von Blumenau nach der Hansa gefällt haben. Danach betragen die Baukosten 6.189:874\$413, einschließlich des Preises des in den Lagern vorhandenen Materials. Die Abtretung an die Bundesregierung hat also für die genannte Summe zu erfolgen.

Bundeskolonien in São Paulo. Der Generaldirektor für Ackerbau im Landwirtschaftsministerium, Dr. Rodrigues Peixoto, erstattete dem Minister telegraphisch Bericht über seinen Besuch auf der Bundeskolonie Monção im Staate São Paulo. Danach macht diese Kolonie einen ausgezeichneten Eindruck. Die 957 Kolonisten, die bereits angesiedelt sind, kommen schnell vorwärts und haben einen großen Teil des Landes in Kultur genommen. Dr.

Peixoto rügt den Mangel an Verkehrsmitteln und regt den Bau einer elektrischen Straßenbahn an, für die die bedeutenden auf der Kolonie vorhandenen Wasserfälle nutzbar gemacht werden könnten. Die Schule am Kolonieplatz wird im Monatsdurchschnitt von 80 Schülern besucht, eingeschrieben sind 109 Schüler. Der Schulbesuch ist also verhältnismäßig bedeutend. Wenn der Anregung des Generaldirektors Folge gegeben und die elektrische Straßenbahn wirklich gebaut wird, so wird für die Kolonisten eine große Erleichterung geschaffen, denn das Koloniegebiet von Monção ist sehr ausgedehnt, worunter Transport und Verkehr leiden.

Große Unterschlagung. Es zirkuliert das Gerücht, daß bei einer santenser Kaffeegesellschaft eine Unterschlagung von etwa 600 Contos aufgedeckt worden sei. Wenn schon, denn schon!

Ertrunken. Gestern abend ertrank im Tieté der 16jährige Domenico Perone. Er hatte, ohne fahren zu können, ein Boot bestiegen und ließ sich von dem Strome treiben. Als das Boot sich zu sehr vom Ufer entfernte, wollte Domenico auf ein anderes, angebundenes Fahrzeug springen und fiel dabei in den Fluß. Ohne jede Kenntnis im Schwimmen, ging er auf der Stelle unter und konnte, obwohl Leute in der Nähe waren, nicht gerettet werden.

Gute Freunde hat der Spanier Benito Malaga. Er feierte gestern seinen Geburtstag und hatte deshalb einige Freunde eingeladen, die mit ihm den Abend verbringen sollten. Sie tranken in der Wohnung des Genannten, Rua Caetano Pinto Nr. 79, bis nach Mitternacht Wein und waren zu dieser Stunde schon stark angeduselt. Einer von den Freunden, ein Innoeneio Monteiro y Monteiro ging nach Hause, während die anderen, Bonifaeio Beltrão, Francisco Lopes, Santiago Igota und José Simão Carlo noch dablieben. Der Festgeber warf sich aufs Bett, seine Gäste sich selbst überlassend. Diese schauten einander an, steckten die Köpfe zusammen und im nächsten Augenblick stürzten sie sich über den Schlafenden, den sie zu erwürgen versuchten. Glücklicherweise kam auf das Bellen eines Hundes der Nachbar Malagas, Pasehoal Isola, dazu und jagte die Räuber in die Flucht. Simão Carlo konnte er festhalten und der Polizei ausliefern. Es hatte sich um einen Raubmordversuch gehandelt, denn die Gäste wußten, daß ihr Freund Geld zu Hause hatte.

Neue keramische Fabrik. Die Companhia Construetora São Paulo—Santos wird binnen kurzem an der Station S. Caetano der São Paulo Railway eine große Ziegelei eröffnen, die den Namen Companhia Ceramica de S. Caetano führen wird. Die neue Fabrik wird mit den modernsten Maschinen von einer Leistungsfähigkeit ausgerüstet, wie sie bisher in Brasilien nicht gekannt wurde. Vielleicht am charakteristischsten ist die Mechanisierung des Transportes, durch die die Kosten dieses wichtigen und im allgemeinen recht kostspieligen Teiles des Betriebes ganz erheblich reduziert werden. Der Lehm wird von einem Hügel im Norden der Fabrik gewonnen und auf einer Seilbahn nach den Zubereitungsmaschinen gebracht. Da diese Transportart vom Weg und vom Wetter völlig unabhängig ist, ist der Fabrik die regelmäßige Lieferung des Rohmaterials garantiert. Aus den Maschinen werden die Steine auf einer Kleinbahn nach den Troekenanlagen und von dort auf dieselbe Weise nach dem Ofen gebracht, der an einem Anschlußgeleise der São Paulo Railway liegt. Die Ziegelei ist auf 45.000 bis 50.000 Stück täglich eingerichtet: gewöhnliche und Hohlziegel aller Art, Preßsteine, Ziegelplatten, konkave und flache Dachziegel usw. Ein großes Terrain ist für

die für später projektierte Errichtung einer Fabrik von Drainageröhren und anderen ähnlichen Artikeln reserviert.

Eisenbahnen. Vom 1. Juni ab wird auf den Linien der São Paulo Railway und Bragantina ein neuer Fahrplan in Kraft treten. Der neue Plan ist bereits in den Stationen und in der Agentur, Rua Anchieta, ausgehängt. Nach dem neuen Plan werden zwischen São Paulo und Santos zwei Züge mehr verkehren als bisher. Der eine wird um 7 Uhr morgens von São Paulo abfahren und um 9 Uhr 15 Min. in Santos ankommen; der andere wird abends um 5 Uhr 42 Min. von São Paulo abfahren und um 7 Uhr 58 Min. in Santos sein. Der Zug, der jetzt um 4 Uhr 23 Min. von hier abfährt, wird vom 1. Juni ab um 4 Uhr 7 Min. die Luzstation verlassen. Zwischen São Paulo und São Bernardo werden fünf Züge mehr verkehren als bisher und zwischen der Hauptstadt und Pirituba drei mehr.

Vom Unglück verfolgt ist die Familie Lopes Fernandes. Vor etwa drei Monaten verletzte sich der Familienchef beim Reinigen eines Gewehres tödlich und vorgestern wurde das siebenjährige Söhnchen tödlich verfahren und getötet. Den Fall haben wir gestern unter dem Stichwort „Wieder ein Auto“ gemeldet. Wie sich bei der polizeilichen Untersuchung herausstellte, war der 7jährige Francisco Lopes zum größten Teil selbst an dem Unfall schuld. Wie so viele Knaben seines Alters vergnügte er sich damit, daß er auf die vorbeifahrenden Wagen sprang und dann vor dem schimpfenden Kutseher die Flucht ergriff, um ihm nachher eine „lange Nase“ zu zeigen. Beim Abspringen von einem Wagen, auf dem er nichts zu suchen hatte, wurde er von dem Auto Nr. 913 erfaßt und getötet. Den Chauffeur trifft aber doch die Schuld, daß er zu schnell fuhr und infolgedessen das Vehikel nicht sofort anhalten konnte.

Recht. In São Carlos do Pinhal erschoss ein Kolonist des Majors Joaquim do Campos Pinteado ein Hündchen seines Brotgebers. Der Major klagte und der Kolonist wurde von dem Rechtsrichter zu 35 Tagen Gefängnis und 200 Milreis Geldstrafe verurteilt. Recht muß es geben!

Silbormünzen. Die Bundesregierung hatte eine Konkurrenz ausgeschrieben betreffend die Lieferung von 60.000:000\$000 in Silbermünzen. Auf dieses Ausschreiben trafen drei Angebote ein. Das eine war von Herrn Carlos de Miranda Jordão, der sich erbot, die Prägung auszuführen, aber die Regierung sollte das Silber und das Kupfer für die Legierung liefern. Das andere war von der Dresdener Bank, die auch das Metall selbst stellte und die Silbermünzen in Rio de Janeiro fertig abgelieferten sechzig Millionen Milreis mit 2.695.200 Pfund Sterling berechnete. Das dritte war von der Deutschen Bank-Berlin, die ebenfalls das Metall stellte und die besagte Summe um 2.200 Pfund Sterling weniger lieferte. Dieses letzte Angebot wurde als das günstigste angesehen und angenommen.

Eisenbahnen. Das Direktorium der São Paulo—Goyaz-Bahn arbeitet dahin, diese Gesellschaft mit der Companhia de Estrada de Ferro de Araraquara zu vereinigen und es verlautet, daß diese Fusion auch wirklich zustande kommen werde. Mit der Vereinigung der beiden Eisenbahngesellschaften hängt der Plan zusammen, im Auslande eine Anleihe von 1.400.000 Pfund Sterling aufzunehmen. Es verlautet ferner, daß Conde Sylvio Penteado, der dieser Tage nach Europa abreiste, von der São Paulo—Goyaz-Bahn beauftragt sei, wegen der Anleihe mit europäischen Geldleuten in Beziehungen zu treten. Nach dem Zustandekommen der Fusion und

der Anleihe sollen neue Strecken in Angriff genommen werden.

Bundeskolonien. Nach einem Bericht des Direktors des Besiedlungsamtes weist die Kolonie Inconfidentes in Südminas gegenwärtig 142 Kolonistenfamilien mit 949 Köpfen auf. Sie wurde im Jahre 1910 gegründet. Im Jahre 1911 wertete die Ernte von 22 Familien mit 119 Köpfen 60 Contos. Im Jahre 1912 sank der Wert der Ernte auf 54 Contos, wovon für 42 Contos exportiert wurde. Für das laufende Jahr wird die Ernte auf 140 Contos geschätzt. Die Kolonie besitzt zwei Fahrstraßen mit 24¾ Kilometer Länge und 24 Landwege mit 51 Kilometer Länge. Der Viehbestand hat einen Wert von 70:544\$. Davon entfallen auf 150 Stück Rindvieh 18 Contos, auf 197 Pferde 29:550\$, auf 57 Maultiere 10:260\$, auf 108 Ziegen 324\$, auf 12 Schafe 480\$, auf 384 Schweine 7:680\$, auf 4250 Stück Geflügel 4:250\$.

Wo bleibt der Indianerschutz? Ein neuerlich aus Alto Rio Doce gekommener Herr berichtet, daß einige Fazendeiros, die kein genügendes Arbeiterpersonal haben, die Indianer zur Arbeit heranziehen. Zu diesem Zweck locken sie die Indianer durch allerhand Spielzeug an sich und wenn die Naturkinder zu ihnen Vertrauen gefaßt haben, machen sie dieselben betrunken. In diesem Zustande werden die Indianer nach den Fazendas gebracht, wo sie als Arbeiter bleiben. Anstelle einer Entlohnung bekommen sie Prügel. Das ist nun nicht besonders ruhmreich, aber geradezu als eine Ironie klingt es, wenn derselbe Informant sagt, daß die Spielsachen und der Schnaps von dem Ackerbauministerium bezahlt werden, also von derselben Zentralstelle, die den Indianerschutz unter sich hat und deren Beamten es nicht dulden, daß die „roten Brüder“ von den catharinenser Kolonisten auch nur schief angeschaut werden. Was würden die Indianerschutzler sagen, wenn deutsche Kolonisten auch nur einen Indianer betrunken machten und ihn dann als Sklaven behielten? Bauer, das ist etwas anderes.

Italienische Gefahr. Die Schreier von der deutschen Gefahr sprachen immer davon, daß das Deutsche Reich in Brasilien Schulen unterhalte oder zum mindesten unterstütze und deuten das als ein Zeichen imperialistischer Bestrebungen. Diesen Herrschaften wäre ein Telegramm zur Beachtung zu empfehlen, das da meldet, daß die italienische Kammer auf Antrag des Generalinspektors der italienischen Schulen im Auslande, Herrn Angelo Scabrini, den Budgetposten zur Unterstützung eben dieser Schulen in diesem Jahre um 100 000, im nächsten Jahre um 200 000, und in den folgenden um 450 000 Lire erhöhen werde. Ein dritter Teiler für die Auslandsschulen ausgelegten Summe werde auf Brasilien entfallen. Die bestehenden italienischen Schulen sollen unterstützt und lebensfähig gemacht und neue gegründet werden. Was sagen nun unsere Nativisten dazu? Werden sie jetzt auch schreien, daß Italien Brasilien mit Haut und Haaren verschlingen wolle oder werden sie diese Meldung mit Schweigen übergehen? Wenn sie konsequent sein wollen, dann müssen sie wieder ein Lied anstimmen, das Steine erweichen und Menschen rasend machen kann, denn es gibt in Brasilien fünfmal soviel Italiener als Deutsche und wenn diese nun von italienischen Lehrern aus italienischen Büchern unterrichtet werden, dann ist ja Brasilien in einer ersten Gefahr! — Wir sehen aber die andere Seite der Sache. Italien will den Budgetposten für ausländische Schulen erhöhen und danach und nach um eine halbe Million Lire. Nach der letzten Erhöhung wird Italien rund 750 000 Lire für ausländische Schulen ausgeben. Italien ist nicht

reich. Italien ist nicht das Land, an das man zuerst denkt, wenn die Rede auf die gebildetsten Nationen kommt, und doch hat das Land Geld nicht nur für die Schulen innerhalb seiner Grenzen, sondern auch für die Schulen in Uebersee. Brasilien ist reich (wenigstens so steht es hundertfach in Zeitungen für Erwachsene zu lesen). Brasilien marschirt gleich hinter Frankreich an der Spitze der Zivilisation (auch das steht geschrieben) und doch hat Brasilien für Schulen kein Geld, dafür aber einen wunderbaren Paragraphen in der Verfassung, daß der Bund sich um die Volksschulen nicht kümmern dürfe, weil es die Befugnis der Staaten sei.

Wehe, wenn sie losgelassen. Alles Schreiben, Predigen und Schimpfen hat bisher nichts genützt: die Autos rennen wie sie seit jeher gerannt und vermehren die Zahl der Opfer der Schnelligkeitsmanie. Der Fall, mit dem wir uns jetzt zu befassen haben, ist besonders charakteristisch. Am Sonnabend morgen gingen drei junge Spanierinnen, alle drei Schwestern und Arbeiterinnen in einer Textilfabrik, bevor es Tag geworden zu ihrem Tagewerk. Sie gingen über den Aterrado do Carmo. Alles war still und ruhig und die Mädchen benutzten, um neben einander gehen zu können, den Damm. Plötzlich tauchte ein Auto vor ihnen auf. Mit Eilzugsgeschwindigkeit raste das große Ungetüm daher und die Mädchen flüchteten auf den Bürgersteig. Zwei von ihnen erreichten das Trottoir, die dritte aber, die dreizehnjährige Anna Josepha Sanchez, hatte nicht mehr Zeit, dem Automobil auszuweichen: zwischen dem Geleise der Straßenbahn und dem Bürgersteig wurde sie von dem Wagen erfaßt und so auf den Boden geschleudert, daß sie auf der Stelle ihren Geist aushauchte, — ihr war die Schädeldecke eingeschlagen. Das Auto raste davon. Die zwei Schwestern der verunglückten hatten die Nummer des Autos nicht festgestellt, aber zwei Polizisten, an welchen das Vehikel vorbeisauste, nachdem es das Unglück angerichtet, hatten gesehen, daß es sich um das Auto Nr. 554 handelte. Sie beide hatten dem Chauffeur das Zeichen zum Halten gegeben — obwohl sie nicht wußten, was er angerichtet — aber er hatte das Signal nicht beachtet und war weiter gerast, als wären alle Furien des Hades hinter ihm her. — Das Auto Nr. 554 gehört der Garage Benz an, und deren Gerent wurde am Sonnabend vormittag zur Polizei zitiert, wo er aber aussagte, daß das Auto der genannten Zahl am Freitag abend um neun Uhr in der Garage eingetroffen sei und sie nicht mehr verlassen habe. Die Aussage dieses Gerenten widerspricht somit der Behauptung der beiden Soldaten, die, voneinander vollkommen unabhängig, die Nummer erkannt haben wollen. Die Polizei setzt ihre Untersuchungen fort, denn sie glaubt den Erklärungen des Garage-Gerenten nicht. — Das Unglück hat wegen der Begleitumstände, Ausreißen des Chauffeurs, Mißachtung des Befehls zum Halten, eine große Aufregung hervorgerufen. Die Geduld des Publikums wird eines schönen Tages zu Ende sein und einmal wird das Volk zum Revolver greifen, um sich von den Auto-Mördern Genugtuung zu verschaffen und erst dann, wenn ein halbes Dutzend der von dem Rennwahn Besessenen gelyncht sein werden, wird das mörderische Rennen einmal aus der Mode kommen. Wir sehen es so kommen. Auch das schrecklichste Unglück veranlaßt die Chauffeure nicht, etwas vernünftiger zu fahren. Sie lesen die Unglücksberichte, zucken die Achseln, bedauern auch vielleicht das arme Opfer; sobald sie aber am Wagensteuer sitzen, rennen sie ebenso wie der Urheber des Unglücks gerannt hat, und die Polizei ist diesem Treiben gegenüber sozusagen machtlos. Wird dem einen Chauffeur die Fahrerlaubnis wegen zu

schnellen Fahrens entzogen, so rennt sein Nachfolger mit demselben Wagen noch toller; wird einem von ihnen eine Geldstrafe zudiktirt, so rennt er aus Aerger erst recht. Es handelt sich anscheinend um eine Art von Wahnsinn, der mit dem Augenblick die Chauffeure befällt, wenn der Motor unter ihren Füßen zu arbeiten beginnt. Sie sind erst dann zufrieden, wenn die Maschine mit voller Kraft arbeitet, ob es nun auf einer langen und breiten oder auf einer engen Straße ist, ob der Weg nun frei ist oder ob er von Fußgängern wimmelt — sie müssen rennen und sie rennen. — In den wenigen Minuten, die uns das Schreiben dieser Notiz in Anspruch genommen, sind mindestens vierzig Autos über den von unserem Redaktionsfenster sichtbaren Viadukto do Chá gefahren und von ihnen fuhr nur ein einziges mit der erlaubten Geschwindigkeit, die anderen rannten alle.

Schreckenstaten eines Wahnsinnigen. Wieder hat ein Wahnsinniger ein großes Unheil angerichtet und wieder — wie vor vierzehn Monaten — war es ein Spanier, der, sich verfolgt fühlend, zu der Mordwaffe griff. Voriges Jahr fiel ein Polizist auf der Praça Antonio Prado einem Wahnsinnigen Antonio Peña, zum Opfer, am Sonnabend war es ein armer farbiger Arbeiter. Am Anfang der vorigen Woche kam der spanische Maurer Reducino Vasquez von Rio hier an, um nach Arbeit umzuschauen. Er nahm in dem „Hotel dos Viajantes“, Rua Conceição, Wohnung und ging jeden Tag auf die Arbeitsuche, ohne sonderbarerweise Beschäftigung zu finden. Im Hotel fiel es allen auf, daß der Spanier, ein in den besten Jahren stehender kräftiger Mann eine große Angst vor allen Farbigen hatte. Sobald er einen Neger oder einen Mulatten sah, erschrak er, seine Hände krampften sich zusammen und er zog unter allen Anzeichen tödlichen Erschreckens sich zurück. Sonst war er der friedlichste Mensch von der Welt. Am Sonnabend abend um etwa halb sieben Uhr stand der Eigentümer des Hotels an der Tür des Eßzimmers und unterhielt sich mit dem Arbeiter Julio da Luz, als der Spanier auftauchte und auf sie zukam. Diesmal zeigte Reducino keine Angst vor Julio da Luz, der ein Farbiger ist. Der Hotelier und der Schwarze ahnten nichts Böses, als der Spanier plötzlich ein Messer hervorriß und Julio in den Leib stieß. Der Neger strüzte, schwerverwundet, auf den Boden und bekam von dem Wahnsinnigen noch einen tiefen Stich in den Rücken. Jetzt fiel der Hotelier, Diogo Ferreira, dem Spanier in den Arm aber er wurde durch zwei Schnitte über den rechten Arm außer Gefecht gesetzt. Auf den Lärm eilte die Frau des Hotelbesizers herbei und auch sie stürzte sich auf den Wahnsinnigen, von dem sie einige Stiche bekam. Während die beiden Wirtsleute mit dem Wahnsinnigen kämpften, gelang es dem schwerverwundeten Neger sich aufzurichten und die Straße zu erreichen, wo er den Soldaten Benvindo José Alves herbeirief. Der Polizist rief um Hilfe, übergab den Schwerverletzten, der in Ohnmacht fiel, einem herbeieilenden Kollegen und er selbst lief ins Hotel, das bereits von einer Volksmasse unlagert wurde. Der Wahnsinnige wollte auch Benvindo angreifen, diesem gelang es aber, ihm mit der einen Hand an der Kehle zu fassen, während er mit der andern Hand den rechten Arm Reducinos so drehte, daß er das Messer fallen lassen mußte. Außer Gefahr, verwundet zu werden, versuchte der Polizist, den Wahnsinnigen auf den Boden zu drücken, was ihm auch glücklicherweise gelang. Inzwischen war die Ambulanz und der Gefangenenwagen eingetroffen. Die Verwundeten wurden nach der Zentralpolizei gebracht, wo auch der Wahnsinnige hinkam. Von dem Delegado, Dr. Theophilo Nobrega, gefragt, warum

er den Neger überfallen, der ihm nichts getan, erzählte Reducino eine lange konfuse Geschichte, die nur die Annahme, daß es sich um einen Wahnsinnigen handeln müsse, bestätigte. Einige Schwarze hätten sich in Rio de Janeiro verschworen, ihn zu ermorden und deshalb sei er nach São Paulo gekommen. Hier sei er aber Julio da Luz (nach anderer Lesart Julio da Cruz) begegnet, von dem er gewußt habe, daß er beauftragt sei, ihn zu verfolgen und zu ermorden. Um sich seiner zu erwehren, habe er, Reducino, ein Messer gekauft und den Schwarzen überfallen. Jetzt sei er zufrieden, denn er habe in São Paulo keinen Feind mehr. — Der Zustand Julios ist hoffnungslos. Die beiden Wirtsleute sind dagegen nur an den Armen verletzt und ist ihr Zustand unbedenklich.

Ueberfall im Hause. Ein sonderbares Erlebnis hatte der in der Travessa do Cortume, Agua Branca, wohnhafte Italiener Antonio Cintrangelo. Am Sonntag abend um etwa neun Uhr klopfte jemand an seiner Tür und nichts böses ahmend, öffnete er. Vor ihm stand ein gewisser Domenico Tancredi, der ihm ohne weiteres mit einem Messer angriff und ihm zwei Stiche beibrachte, die glücklicherweise nicht gefährlich zu sein scheinen. Auf das Hilfeschrei des Angegriffenen lief ein Polizist herbei, der den Angreifer verhaftete. Cintrangelo wußte nicht, warum Tancredi ihn angegriffen habe und dieser wußte wieder nicht, warum er nach dem Hause des anderen gegangen sei. Jedenfalls hatte Tancredi etwas zu tief ins Glas geschaut und wußte gar nicht, was er tat.

Zaun umgefahren. Am Sonntag abend raunte das Auto 664 mit solcher Wucht gegen den eisernen Zaun des Hauses Nr. 118 des Largo São Paulo, daß der aus Backsteinen aufgeführte Unterbau samt dem Zaun und einem Tor in den Garten fiel. Dem Automobil geschah so gut wie gar nichts und der Passagier, der in ihm saß, kam mit dem bloßen Schreck davon. Nach dem Abenteuer begab sich der Chauffeur, Leopoldo Conrado, zur Polizei und erklärte, daß er deshalb auf den Bürgersteig und gegen den Zaun gefahren sei, weil er einen Fußgänger plötzlich vor dem Wagen erblickt habe. Um diesen nicht zu überfahren, habe er das Auto gegen den Zaun drehen müssen. Die Geistesgegenwart und schnelle Entschlossenheit, die der Chauffeur verraten, sind ja gut und löblich, aber hier ist die Frage am Platze, mit welcher Geschwindigkeit er wohl gefahren sein muß, daß er die Mauer unrennen konnte. Es ist ohne Frage besser, daß man an Stelle der Rippen eines zu Fuß gehenden Bürgers die eisernen Stäbe eines Gartenzaunes zerbricht, aber noch besser ist es, wenn auch diese ganz bleiben und das wäre der Fall gewesen, wenn Leopoldo Conrado einigermaßen verständig durch die Straße gefahren wäre.

Municipaleinnahmen. Nach dem Bericht des Verwalters des municipalen Steueramtes, Herrn Dr. Antonio Pereira de Queiroz, betrugen die Einnahmen der Staatshauptstadt im Jahre 1912 15.461:273\$848 oder um 1.115:726\$347 mehr als im Jahre 1911. Das schnelle Anwachsen der städtischen Einnahmen ist aus dem Vergleich der Einnahmen der letzten fünf Jahre ersichtlich. São Paulo verzeichnete in diesen Jahren folgende Steuerbeträge:

1908	7.273:701\$021
1909	8.092:939\$892
1910	9.105:790\$007
1911	14.345:574\$501
1912	15.461:273\$848

Wie in früheren Jahren, so war auch der bei weitem größte Einnahmetitel die Steuer der Eigentumsübertragung, die mehr als viertausend Contos einbrachte; dieser Steuer folgt die Wassertaxe, die

mehr als 2500 Contos abwarf. Die verschiedenen Einnahmetitel waren folgende:

Ausfuhrsteuer	335:370\$246
Eigentumsübertragung	4.810:456\$782
Stempelmarken	269:365\$200
Taxe für die Schulmatrikel	131:320\$000
Grundstückverkauf	260:500\$000
Aktive Schuld	645:851\$000
Zuschlagtaxe	954:000\$332
Gerichtstaxe	65:078\$514
Entschädigungen	11:302\$122
Eventuelle Einnahmen	87:248\$070
Einnahmen durch Etablissements	47:010\$000
Depots	154:904\$600
Wohltätigkeitskasse	25:638\$220
Gebäudesteuer	1.435:547\$924
Kanalisationstaxe	1.783:599\$782
Steuer auf landwirtschaftliches Eigentum	2:171\$577
Handelskapital	320:052\$884
Aktiengesellschaften	689:325\$374
Industrielle Unternehmen	65:866\$373
Privatkapital	345:936\$107
Schnapskonsum	87:046\$200
Wassertaxe	2.749:192\$100
Außerordentliche	176:924\$700
Die Ausgaben des Steueramtes betragen im Jahre 1912 15.545:699\$499 und zerfielen in folgende Titel:	
Finanzsekretariat	797:490\$184
Zurückerstattete Depots	126:903\$700
Bezahlte Auslagen	84:395\$651
An das Schatzamt abgeführt	14.536:879\$964

Industrie. Dieser Tage wird die von der „Société Anonyme des Chocolats Suisses“ in Villa Marianna, Rua José Antonio Coelho, errichtete Chokoladenfabrik ihre Tätigkeit aufnehmen. Die Fabrik ist auf das allermódernste eingerichtet.

Günstige Gelegenheit. Wer aller Sorgen ledig sein und sowohl in der Liebe wie im Geschäft glücklich sein will, dem wird jetzt eine äußerst günstige Gelegenheit geboten. In einem landessprachlichen Blatt finden wir folgende Anzeige: „Aus Englisch-Indien sind die seltenen „Penbas“ (Talismane) K e b b o n und Z i f angekommen, deren Macht außerordentlich geheimnisvoll ist. Es ist das erste Mal, daß solche „Penbas“ nach Brasilien kommen, denn ihre Zubereitung ist ausschließlicher Besitz und Geheimnis des Fakirs Zif Kebbon, des bedeutenden Chefs der indischen Okkulisten. Die „Penba“ Kebbon dient ausschließlich dazu, gute Heiraten herbeizuführen, indem sie die geliebte Person fesselt, die Zif dient dagegen dazu, gute Geschäfte zu machen und gute Stellungen zu erlangen. Die Macht der „Penbas“ zeigt sich nach und muß der Besitzer die betreffenden Instruktionen beachten. Für Kaufleute ist die Penba von wunderbarer Wirkung, denn sie erzielen mit ihr Tag für Tag größere Einnahmen. Der Preis der Kebbon ist 50\$000 und der Zif 80\$000. Anfragen sind zu richten an . . .“ Also nur zu. Das Glück winkt da in jeder Gestalt: als Gold und Liebe. Man bleibe die 50\$000 oder 80\$000, oder auch beide Summen und bleibe versichert, daß die „Penbas“ die ihnen nachgerühmte Macht tatsächlich besitzen. Helfen sie nicht, bekommt der Jüngling trotz der Kebbon nicht die angebetete Maid und die alte Jungfer nicht den gewünschten Mann, dann sind eben die Instruktionen nicht beachtet worden. Dasselbe ist der Fall, wenn der Besitzer der Zif trotz dieses Talismans Pleite macht oder er trotz des Talesmans ein Dallesmann bleibt. Einem Manne werden die „Penbas“ ganz sicher helfen — dem Verkäufer, der auf die nie besiegte Dummheit seiner Mitmenschen spekuliert. Er wird hier, falls die Polizei nicht dazwischen pfuscht, zu Geld kommen, und da auch die

Liebe für Geld zu haben ist, so wird er auch diese finden.

Munizipalpalast. Die Munizipalität, die bekanntlich das Grundstück, auf dem der Munizipalpalast erbaut werden sollte, dem Erzbistum zur Errichtung der neuen Kathedrale abtrat, wird jetzt das Straßengeviert zwischen Rua Marechal Deodoro, Senador Feijó, Benjamin Constant und Quintino Bocayuva enteignen und da den Palast erbauen. Die Enteignung wird jedenfalls einen schönen Batzen Geld kosten, zumal an der Ecke der Rua Quintino Bocayuva und der Rua Benjamin Constant ein großes Haus steht, das erst vor einigen Monaten fertig wurde.

Tarifermäßigung. Mit dem 1. Juli wird die von den Eisenbahngesellschaften Paulista, Mogyana, Sorocabana und São Paulo Railway vorgesehene Tarifiermäßigung von 30 Prozent für Eilsendungen wie Mustern etc. in Kraft treten.

Stadtverschönerung. Die Präfektur wird die Rua dos Tymbiras verlängern und sie bis an die Rua Couto de Magalhães durchführen lassen. Die Grundstücke sind schon enteignet und zwar zu dem bei ihr üblichen Preis, der dem braven Bürger die paar Härchen, welche die löbliche Steuerbehörde ihm noch belassen, sträuben macht. Notwendig ist die Verlängerung der genannten Straße nicht, aber sie paßt den Herren in dem Kraut und sie wird vorgenommen, als ob sie die dringendste Sache von der Welt wäre. Das erste Haus, das zu der Verlängerung der Rua dos Tymbiras abgebrochen werden muß, wurde erst vor kurzem an Stelle eines alten Gebäudes neu errichtet und stellt einen ziemlich stattlichen Bau dar. Wenn die Präfektur etwas mit Ueberlegung handeln würde, da hätte sie wissen müssen, daß sie die besagte Verlängerung vornehmen lassen wird, und da hätte sie den Neubau verhindert. Sie dachte aber an nichts, sie ließ das neue Gebäude errichten, um es schon nach einigen Monaten zu einem horrenden Preise zu enteignen. — Zu dem Plane der Verlängerung der Rua dos Tymbiras ist noch etwas zu bemerken. An der Rua Santa Ephigenia, in die die Rua dos Tymbiras mündet, werden so wie so jetzt viele Häuser dem Abbruch verfallen, weil die erstgenannte Straße erweitert werden soll. Wenn nun die erwähnte Verlängerung ohne Zeitaufschub vorgenommen wird, dann verliert jene dichtbewohnte Gegend noch eine weitere Reihe von Häusern und es entsteht von sich selbst die Frage, wo denn die Geschäftseute und anderen Mieter nun hin sollen. Hatte die Präfektur schon gewartet, bis das oben gedachte neue Haus errichtet und das Grundstück dadurch ganz erheblich verteuert wurde, so könnte sie jetzt auch noch so lange warten, bis die neuen Häuser an der Rua Santa Ephigenia fertig sind und vermietet werden können. Für eine überlegende Stadtverwaltung wäre das selbstverständlich, der unseren wird das aber umsonst gesagt: sie verschönert nur, ohne sich darum zu kümmern, daß sie den Geschäftshäusern und den Bewohnern einer ganzen Straße durch ihre Ueberstürzung die größten Schwierigkeiten macht. Nicht nur die Geschmacke, sondern auch die Urteile sind verschieden. — Eine eigenartige Geschichte ist es auch mit dem Bau des Anhangabahú-Kanals, den die Staatsregierung ausführen läßt. Er hätte schon längst fertig sein können, wenn man das schon vor längerer Zeit enteignete Bijou-Theater nicht auf seinem Platze gelassen, sondern sofort nach der Enteignung abgerissen hätte. Die sofortige Niederreißung des genannten Theaters erschien nicht ratsam, weil die Besitzer desselben, die sich erboten, sehr bald ein neues Theatergebäude zu errichten, eine sehr gute Miete zahlten. Nachdem

aber das Theater unangetastet blieb, so hätte auch mit dem Bau des Kanals gewartet werden können, bis der Santa Ephigenia-Viadukt dem Verkehr übergeben wurde. Die Rua Anhangabahú wurde aber aufgerissen und jetzt kommt die Strecke zwischen der Rua do Seminario und der Rua São João dran. Wenn der gedachte Viadukt fertig wäre, dann hätte die genannte Strecke fast gar keinen Wagenverkehr mehr, jetzt ist der Verkehr aber noch umfangreicher und und er wird durch den Kanalbau sehr gestört, wie auch der Straßenbahnverkehr unter dem durch den Kanalbau zu leiden hat. Also hätte auch hier, da man schon einmal wartete, auch noch länger warten können.

Kaffee. In einem an den Finanzsekretär, Herrn Dr. Joaquim Miguel de Siqueira, gerichteten Schreiben, gibt der nordamerikanische Financier und Kaufmann Hermann unseren Kaffeelenten den Ratschlag, den Verkauf nicht besonders zu beschleunigen. Man beeile sich, den Kaffee in sechs Monaten abzusetzen; es wäre aber entschieden besser, wenn das in neun Monaten geschehen würde. Der Preis könne um 1 Pfund Sterling für den Sack schwanken, und da man auf die Ernte von zehn Millionen Sack rechne, so ständen zehn Millionen Pfund Sterling auf dem Spiel. Durch das schnelle Abschleppen der Ernte werde auf den Konsummärkten der Eindruck erweckt, als sei die Ernte sehr groß und ihr Verkauf sehr dringend. Das führe aber unbedingt einen Preisrückgang herbei. Früher habe man in Nordamerika den Verkauf der Baumwollernte sehr beschleunigt und man habe dabei 5, 6 und 7 Cents für das Pfund erzielt; jetzt werde die Baumwolle langsam verkauft und man erziele mit Leichtigkeit 10 bis 12 Cents für das Pfund. Wenn der Kaffee nicht in sechs, sondern in neun Monaten abgeschoben würde, dann wäre es möglich, die Preise um zwanzig Prozent höher zu halten. — Die Fazendeiros werden diesen Rat kaum befolgen wollen, denn sie sind es gewöhnt, die Ernte in den Monaten von Juli bis Ende Dezember abzusetzen, wodurch allerdings, wie der nordamerikanische Kaufmann bemerkt, der Eindruck erweckt wird, die Fazendeiros hätten es sehr eilig, was selbstverständlich dazu führt, daß die Konsummärkte wenig Neigung verspüren, den Versicherungen zu glauben, daß die Ernte gar nicht so groß sei.

Elektrisches Licht in Ypiranga. Gestern nachts wurde die Bevölkerung von unserem berühmten Vorort äußerst angenehm überrascht, als plötzlich aus dem nächtlichen Dunkel elektrisches Licht längs der Bondlinien aufblitzte. Mit dieser Beleuchtung erhält Ypiranga einen neuen Impuls der Entwicklung. Nun fehlen nur noch Wasser und Wege — um uns mit der Stadt gleichzustellen. —

Fremdenausweisung. Die paulistaner Polizei hat den Musiker Julio Sampietri des Landes verwiesen, weil ihm nachgewiesen werden konnte, daß er der Zuhälter einer im Polytheama auftretenden Tänzerin war. Der Mann wurde nach Buenos Aires abgehoben.

Rassevieh. Herr Dr. Carlos Botelho erwartet mit dem Dampfer „Sparta“ eine Anzahl englischer und holländischer Rassebullen, die für die zootecnische Station bestimmt sind.

Industrie. Am Donnerstag wird in der Rua Borges Figueiredo, in der Nähe der zootecnischen Station, die Mühle „Grandes Moinhos Gamba“ eingeweiht. Diese Mühle gehört der Firma Gamba & Comp.

Bundeshauptstadt.

Abonnements. Wir wären unseren in den Vororten wohnenden Abonnenten, in deren Wohnung der Cobrador bereits einmal oder auch schon öfters vergeblich vorgespreehen hat, dankbar, wenn sie die Liebenswürdigkeit haben wollten, die fälligen Abonnementsbeträge in unserer Geschäftsstelle, Rua dos Ourives 91, zu entrichten. Die Geschäftsstelle ist von 8 Uhr morgens bis 5 Uhr abends geöffnet, und während jener Tagesstunden, während deren die definitive Quittung nicht ausgehändigt werden kann, kann das Abonnement gegen provisorische Quittung erlegt werden. Die definitive Quittung folgt dann durch die Post.

Die Bahianer Finanzen erscheinen in der neuesten Botschaft des Herrn J. J. Seabra nicht gerade rosig, obwohl der Gouverneur sich bemüht, die Lage optimistisch darzustellen. Der Staat wollte bekanntlich eine Anleihe von 10 Millionen Pfund Sterling in Europa aufnehmen und dafür nur 4 bis 4 1/4 Prozent Zinsen zahlen. Er erhielt aber weder ein Angebot auf die ganze Summe noch zu dem gewünschten Zinsfuß. Alle Emissionsfirmen verlangten 5 Prozent, was zweifellos auch der gegenwärtigen Lage des Geldmarktes entspricht. Und wenn die Bundesregierung und São Paulo 5 Prozent zahlen müssen, dann findet sich ganz gewiß niemand, der Bahia zu einem niedrigeren Zinsfuß Geld leiht. Das kann nicht Wunder nehmen. Aber daß der Pump schließlich von 10 auf 4 Millionen Pfund Sterling reduziert werden mußte, von denen ähner erst eine Million realisiert werden konnte, und daß der Uebernahmekurs nur 86 1/2 beträgt, zeigt deutlich, wie Bahia eingeschätzt wird. Die Freunde des Herrn Ruy Barbosa und Herr J. J. Seabra haben sich in gleicher Weise als unfähig erwiesen, den Kredit dieses von Natur reichen Staates auf einem anständigen Niveau zu halten. Gleichzeitig mit der Staatsanleihe wurden 100 Millionen Franken Obligationen des neuen Banco Agricola e Hypothecario da Bahia begeben, ebenfalls zu 5 Prozent. Hier verschweigt die Botschaft schamhaft den Uebernahmekurs. Die auswärtige Schuld des Staates betrug Ende 1912 im ganzen 3.175.643 Pfund Sterling, nämlich Anleihe von 1888 387.440 Pfund Sterling, von 1904 1.012.075 Pfund Sterling, von 1910 1.776.127 Pfund Sterling. Die innere Schuld belief sich auf . . . 34.674:541\$, die sich folgendermaßen verteilte: konsolidierte Schuld 17.555:000\$, schwebende Schuld 10.190:962\$, bei der Sparkasse 6.928:579\$. Die ordentlichen Einnahmen des Staates ergaben 1910: 12.035:924\$794, 1911: 12.642:177\$937 und 1912: 13.707:481\$850.

Die Börse hat sich, wie es scheint, in der vergangenen Woche durch die Entlassung des Finanzministers beeinflussen lassen, denn die Apolices Geraes, die in den beiden Vorwochen erheblich gestiegen waren, sanken wieder bis auf 920\$. Die Anleihen von 1909 und 1912 behaupteten zwar den Preis von 980\$, aber der Umsatz war ganz minimal. Fester war Minasanleihe, die es auf 950\$ brachte, während Espirito Santo 850\$ und die vierprozentige Rio-Anleihe 90\$ notierte. Der Aktien- und Obligationenmarkt war in der vergangenen Woche belebter, und die Kurse zogen an.

Der Wechselkurs schwankte zwischen 16 1/8 und 16 7/32. Die Goldentnahme aus der Konversionskasse war wieder ziemlich beträchtlich, nämlich 804:323\$ 632 Reis. Die Woche schloß mit einem Bestand von

376.272:340\$471 ab, gegen 377.076:664\$103 am Ende der Vorwoche.

Auslandsanleihe. Die politischen Ereignisse der vergangenen Woche scheinen auch auf die Subskription der neuen Anleihe von 11 Millionen Pfund Sterling nicht ohne Einfluß geblieben sein. Die Anleihe erlitt sofort einen Diskont von 1 3/4 Prozent — was nebenbei bemerkt auf eine starke Spannung zwischen dem Uebernahmekurs und dem der Bundesregierung zufließenden Nettobetrag schließen läßt — und erholte sich erst nach einigen Tagen wieder, als die Botschaft des Bundespräsidenten in London bekannt geworden war. Die Subskription konnte alsdann regulär fortgesetzt werden.

Die Brazilian Traction Company hat eine Generalversammlung einberufen, von der sie die Ermächtigung zur Aufnahme einer 6prozentigen Anleihe von 2 Millionen Pfund Sterling erbitten wird.

Der Kaffeemarkt war in der vergangenen Woche recht beständig. Die Kotierungen erlitten keine wesentlichen Aenderungen. Es notierten (2. Mai gegen 8. Mai): Rio 9\$700 — 9\$800, New York 11,00 — 11,25, Havre 70,75 — 70,75, Hamburg 58,00 — 58,00, London 50/ — 51/3. Die für den Export nach Europa geeigneten Kaffees erzielten im allgemeinen höhere Preise als die für Nordamerika bestimmten. Der Kolonistenstreik in Ribeirão Preto blieb auch auf den Riomarkt nicht ganz ohne Einwirkung. Die Zirkulare, die von den Konsummärkten hier einliefen, äußern sich zuversichtlicher als früher. Nortz & Co. heben die Erfolglosigkeit der Baisseunternehmungen in der letzten Zeit hervor und bemerken ferner: „Der Kaffeemarkt will jetzt Ruhe haben und wird sich daher allen Spekulationsversuchen widersetzen, mögen sie nun den Preis treiben oder senken wollen. Der Preis von 70 bis 72 Franken scheint auf einer sicheren und gesunden Grundlage zu ruhen. Wir haben seit einiger Zeit beobachtet, daß das Publikum kauft, sobald der Preis auf 70 Franken sinkt, ohne sich darum zu kümmern, wer der Verkäufer ist, und daß es verkauft, sobald er auf 75 Franken steigt, ohne zu fragen, wer der Käufer ist.“ Aus den Vereinigten Staaten kommt die Nachricht, daß die Nachfrage recht schwach ist und daß der Konsum sich erst dann wieder versorgen wird, wenn er seine Lager erschöpft hat. Der sichtbare Weltvorrat sank im April um 589.000 Sack.

Die Dörrfleischpreise sind noch immer hoch, ja sie zeigen sogar eher steigende als fallende Tendenz. Das erklärt sich aus der Verminderung der Schlachtungen ohne weiteres als berechtigt. Die Schlachtungen bis zum 15. April betragen:

	1913	1912
Rio Grande	186.000	258.000
Argentina	163.800	206.200
Uruguay	140.700	217.400
Grenze	162.800	236.700
Montevideo	93.300	155.400
	<hr/>	<hr/>
	746.600	1.073.700
Davon für Fleischextrakt	211.500	223.700
Davon für Xarque	535.100	850.000

Die Schlachtungen sind also im Vergleich mit dem Vorjahre um 327.100 Stück Vieh zurückgegangen, und da in der Fleischextraktindustrie 12.700 Stück weniger verbraucht wurden, so beträgt das Defizit in der Xarqueindustrie 314.900 Stück.

Die Post erzielte nach der Botschaft des Bundespräsidenten im Jahre 1912 eine Einnahme von 9.231:061\$912, ohne Einrechnung des Betrages von 1.119:353\$830 für Dienstmarken und von 40:035\$ 810 Reis für Korrespondenz, die laut Gesetz nur das halbe Porto zahlt. Gegen 1911 bedeutet das eine Zunahme von 336:325\$279. Voraussichtlich wird die-

ses Plus aber auf etwa 500 Contos steigen, wenn erst die endgültige Abrechnung für 1912 vorliegt. Die Ausgaben betragen 15.890:471\$092, wovon . . . 14.142:271\$628 Personal- und 1.748:249\$464 Personalausgaben waren. Die Postverwaltung wirtschaftet also mit erheblichem Defizit. Während des Jahres 1912 wurden 213.320 inländische Postanweisungen im Gesamtbetrage von 31.607:115\$651 ausgegeben und 209.422 im Gesamtbetrage von . . . 30.647:354\$485 ausgezahlt. An Auslands-Postanweisungen wurden 82.126 im Betrage von 9.362:916,35 Franken ausgegeben und 4072 im Betrage von . . . 787,370,71 ausgezahlt. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Geldanweisungen nach dem Auslande überwiegend von ländlichen und industriellen Arbeitern herrühren, die ihre Ersparnisse nach der Heimat senden. Die Erscheinung ist also volkswirtschaftlich nicht besonders erfreulich, obwohl die Botschaft mit Befriedigung feststellt, daß der hohe Betrag der Auslands-Postanweisungen die Ausdehnung unserer internationalen Beziehungen und die Entwicklung des Postdienstes zeigt. Im Jahre 1911 gab es im Bundesgebiet 3411 Postanstalten, davon 3 spezielle, 38 erster, 153 zweiter, 912 dritter und 2305 vierter Klasse. Im Jahre 1912 wurden 32 neu geschaffen, 31 aufgehoben und 3 wiedereröffnet, so daß am Jahreschluß 3415 Postanstalten existierten. Diese Zahl ist jedoch, wie die Botschaft selbst anerkennt, sehr gering, denn noch gibt es, namentlich im Norden, hunderte von blühenden Ortschaften, die kein Postamt besitzen. Die Unzulänglichkeit der Mittel wird als Grund angegeben. Während des Jahres 1912 wurden 146 Fahrposten neugeschaffen oder wiedereröffnet, in einer Länge von 7864 Kilometern. Auf diesen neuen Strecken wurden auf 24.894 Fahrten im Jahre 666.734 Kilometer zurückgelegt. Im ganzen gab es 18.096 Fahrpostlinien mit einer Länge von 148.562 Kilometern. Zurückgelegt wurden auf 381.829 Reisen 30.148.886 Kilometer. Der Postpaket-Verkehr mit dem Auslande nahm bedeutend zu. Empfangen wurden 114.107, versandt 1222 Pakete. Hier sind wir also umgekehrt wie bei den Postanweisungen der empfangende Teil, was ja ganz erklärlich ist, da wir keine feinen Industriewaren und fast keine Bücher zu versenden haben. Die Pakete aus Brasilien werden sich wohl überwiegend aus Naturalien, etlichen Büchern und Zeitschriften zusammengesetzt haben. Die Botschaft sagt am Schluß des auf die Post bezüglichen Abschnittes, daß in einigen Postdirektionen, namentlich in Pernambuco, Paraná, Rio Grande do Sul, Pará und Amazonas, der Dienst infolge des Beamtenmangels nicht mit der wünschenswerten Pünktlichkeit erledigt werden konnte. Wie schlimm muß es in jenen Direktionsbezirken stehen, wenn die Regierung den Dienst in den übrigen Bezirken für pünktlich hält! Der Beamtenmangel trägt gewiß einen Teil der Schuld, aber eben doch nur einen Teil, denn bei richtiger Organisation, bei Verminderung des Papierkrames und bei Beseitigung der Günstlingswirtschaft ließe sich aneh mit den vorhandenen Beamten mehr leisten.

Endlich erreicht. Die Kapitäne der Ueberseedampfer und die Vertreter der Reedereien beklagen sich seit Jahr und Tag darüber, daß es mit den größten Gefahren verbunden sei, die Dampfer an den neuen Kai heranzubringen, weil der einzige für Dampfer von größerem Tiefgang passierbare Zufahrtskanal durch Fahrzeuge des Marinearsenals in einer Weise versperrt war, daß man fast an Absicht hätte glauben können. Die Reklamationen schienen bei der bekannten Passivität des kranken Admirals Belfort Vieira ohne Erfolg bleiben zu sollen. Jetzt haben sich aber offenbar einige Politiker,

die aus Europa zurückkehrten und die Mißstände von Bord aus beobachteten, der Sache angenommen und durchgesetzt, daß die Marinefahrzeuge wo anders vor Anker gehen. Jetzt müßte noch die Zollverwaltung ihren hartnäckigen Widerstand gegen die Benutzung der beiden provisorischen Gepäckschuppen aufgeben, die von der Hafen-Betriebsgesellschaft an der Praça Mauá errichtet wurden. Denn die vorsintflutliche Behandlung des Passagiergepäckes, die es dem in Rio ankommenden Reisenden z. B. drei oder vier Tage lang unmöglich macht, die Wäsche zu wechseln, bildet vielleicht ein noch schlimmeres Verkehrshindernis als die Notwendigkeit, mit Hilfe eines Bootes an Land zu gelangen.

Recht so! Der Präfekt des Bundesdistrikts, General Bento Ribeiro, hat in den letzten Tagen zwei Entscheidungen getroffen, denen man nur zustimmen kann. Die eine betrifft den Bundesdeputierten Thomas Delfino. Dieser Herr ist seit fünf Jahren im Nebenauftrage auch Lehrer an der Normalschule. Da er ein sehr eifriger Politiker ist, so dürfte er dem Unterricht kaum übermäßig viel Zeit gewidmet haben. Trotzdem fühlt er sich arbeitsunfähig, weshalb er den Stadtrat um seine Pensionierung gebeten hat. Nun hat er mit fünf Jahren Dienstzeit kein Recht auf Pensionierung. Die Stadtväter hätten das Gesuch also unbedingt ablehnen müssen. Aber Herr Thomas Delfino gehört zu den Stützen der konservativ-republikanischen Partei, die ihrerseits wiederum den Stadtrat stützt, dem das Oberste Bundesgericht die Gesetzmäßigkeit abgesprochen hat. Eine Hand wäscht die andere, folglich mußte die Pensionierung bewilligt werden. Um die gesetzlichen Dienstjahre herauszubekommen, haben die Stadtväter Herrn Delfino nicht nur seine Amtszeit als Polizeidelegat angerechnet — was sich schließlich noch hören läßt —, sondern auch die 13 Jahre, die er den Deputiertensessel drückt. Das ist der Gipfel! Dieser Ansicht war auch der Präfekt des Bundesdistriktes, der seine Zustimmung zu der Pensionierung verweigerte. Natürlich wird in Zukunft Hr. Thomas Delfino sein Todfeind sein. Aber der General Bento Ribeiro ist materiell glücklicher Weise nicht von dem Wohlwollen der Deputierten abhängig.

Der andere Fall betrifft die Schlachthauskonzession des Herrn Manoel Lavrador. Dieser Herr hatte ein Monopol für die Schlachtungen auf dem Schlachthofe von Santa Cruz erhalten, das er der Firma Salgado, Cardoso, Lemos & Co. abtrat, der auch er angehörte. Das Monopol wurde aufgehoben und er erhielt die Entschädigung, die ihm zustand. Herr Lavrador nahm das Geld und ging hin und — klagte auf Annullierung der Monopolaufhebung. Bei unseren bekannten Rechtszuständen erlangte er auch ein Urteil, das die Aufhebung für ungültig erklärte. Darauf verlangte er Wiedereinsetzung in die Monopolrechte, wurde aber durch den rechtschaffenen Richter Dr. Angra de Oliveira abgewiesen. Ein erneuter Antrag bei dem Richter Dr. Cardoso de Mello, einem Bruder des neuen Präsidialsekretärs Dr. Jesuino Cardoso de Mello, hatte Erfolg. Als vorgestern der Bundespräfekt von dem Urteil in Kenntnis gesetzt wurde, verweigerte er die Ausführung, indem er erklärte, dasselbe stehe mit einer Entscheidung in Widerspruch, die das Oberste Bundesgericht in dieser Angelegenheit gefällt hatte. Nachdem von der Bundes- und verschiedenen Staatsregierungen so viele Entscheidungen des Obersten Bundesgerichtes mißachtet worden sind, bei denen das Recht zweifellos auf Seite der Justiz war, warum soll da der Präfekt des Bundesdistriktes nicht einmal die Entscheidung eines Richters erster Instanz mißachten, bei der das Recht zweifellos nicht auf

Seite der Justiz ist? Daß es soweit kommen kann, ist gewiß nicht Schuld des Präfekten, sondern ist Schuld der Justiz, die leider in vielen ihrer Vertreter nicht auf der Höhe steht, die das Ansehen der Gerechtigkeit erfordert.

Piáu-Bahn. Die Leopoldina Railway hat die Estrada de Ferro Piáu erworben und damit auch die Verpflichtung zur Ausführung folgender Arbeiten übernommen: Bau einer Linie von Kilometer 8 nach Bemfica an der Zentralbahn, einer Linie von derselben Stelle aus nach S. Pedro de Pequiry, wodurch eine direkte Verbindung von Mar de Hespanha mit Juiz de Fora hergestellt wird, Verlängerung der Linie von Cidade Nova nach der Station Guarany zur direkten Verbindung mit der Leopoldina Railway und ihrer Zweigbahn nach Pomba, endlich Verlängerung der Pomba-Zweiglinie bis zum geeignetsten Punkte der Linie, die die Zentralbahn von Palmyra nach Piranga baut. Da es sich um Zweiglinien und Verbindungen von geringer Länge und ohne besondere technische Schwierigkeiten handelt, so darf man wohl annehmen, daß die Leopoldina Railway den Bau alsbald vornehmen wird.

Unerlaubter Handel. Die Zahl der Personen, die den Hausierhandel betreiben, ohne Gewerbesteuer gezahlt zu haben, scheint recht groß zu sein. Nicht nur in den Vororten, sondern auch in der inneren Stadt kann man von früh bis spät Leute mit kleinen Päckchen unterm Arm von Wohnhaus zu Wohnhaus wandern sehen. Sie führen immer nur wenig Ware bei sich, erstens um nicht aufzufallen, und zweitens um, wenn sie gelegentlich doch einmal erwischt werden sollten — was recht selten vorkommt —, keinen großen Verlust zu erleiden. (Die ohne Lizenz gehandelten Waren werden nämlich konfisziert.) Was sie mit sich führen, sind fast durchweg nur Muster, die sie vorlegen und auf Grund deren sie Bestellungen entgegennehmen. Wenn sie später die bestellte Ware in verschnürten Paketen ins Haus bringen, so kann kein Munizipalbeamter auf die Vermutung kommen, daß es sich um das Ergebnis eines unerlaubten Handels handelt, das da abgeliefert wird. So gelingt es diesen Händlern leicht, ihr Gewerbe auszuüben, ohne daß sie erwischt werden. Sie schädigen nicht nur die Stadtkasse, der sie die Gewerbesteuer hinterziehen, sondern auch den legitimen Handel, dem sie eine scharfe Konkurrenz bereiten. Es wäre daher sehr angebracht, daß die Präfektur den Schleichhandel scharf aufs Korn nähme, denn bei strengerer Aufsicht würde es zweifellos gelingen, ihm den Garaus zu machen.

Die Reise der nordamerikanischen Kaufleute. Wie wir bereits meldeten, hat die Handelskammer von Boston, eine der größten der Vereinigten Staaten, Delegierte mit dem Besuche Südamerikas betraut. Die Herren sollen in den einzelnen Ländern Beziehungen anknüpfen und sich soweit als möglich über die geschäftliche Lage und die Geschäftsaussichten zu orientieren suchen. Das Reiseprogramm ist folgendes: Abreise von Boston am 24. April, Ankunft in Colon am 2. Mai, am selben Tage Weiterreise nach Ancon. Nach dreitägigem Aufenthalt am Panamakanal setzten die Delegierten ihre Reise an der Westküste fort. Wenn möglich, machen sie in einem Hafen Columbias Station. In Callao Ankunft am 12. Mai, von dort Bahnfahrt nach Lima. Ankunft in Mollendo am 18. Mai, von dort nach Arequipa, wo sie bis zum 20. Mai bleiben. Ankunft in La Paz am 21. Mai, in Arica am 29., in Antofagasta am 30. Mai, in Coquimbo am 1. Juni und in Valparaiso am nächsten Tage. Reise nach Santiago am 5. Juni, Aufenthalt dort selbst bis zum 9. Juni. Ankunft in Mendoza am

10. Juni. In Buenos Aires sollen sie 6 Tage bleiben, einbegriffen eine La Plata-Fahrt bis Rosario. Ankunft in Montevideo am 18. Juni, in Santos am 24., in São Paulo am 24., in Rio am 28. Juni. Am 3. Juli Abreise nach Bahia, von dort am 8. Juli nach Port of Spain, Trinidad, Bridgetown, Barbados, und Ankunft in Boston am 23. Juli, also 3 Monate nach der Abreise. An der Reise nehmen u. a. teil der Bürgermeister von Boston John Francis Fitzgerald und der Ex-Bürgermeister von Worcester (Massachusetts) James Logan, ferner außer Kaufleuten auch einige Professoren, darunter Dr. J. D. M. Fords, Leiter der Abteilung für romanische Sprachen an der Harvard-Universität. Die Dauer der Reise ist — im Interesse des europäischen Handels möchte man sagen: glücklicher Weise — etwas zu knapp bemessen, als daß sie den Yankees große Geschäfte ermöglichen könnte. Aber sie ist ein Symptom, das man nicht unbeachtet lassen darf.

Ein kräftiges Wort schreibt Dr. Pinto da Rocha in eine mAppell an das brasilianische Militär sich der Politik fernzuhalten: „Die Taubheit derjenigen, die nicht hören und die Blindheit derjenigen die nicht sehen wollen, brachten schon einmal das ruhmreiche Frankreich von Austerlitz und Jena nach dem Sumpf von Sedan und nach der Schmach von Metz und so wird auch Brasilien, das bei Humaytá Avahy triumphierte, durch sie das traurige Schicksal der osmanischen Türkei teilen.“ Aber auch dieses Wort wird nichts nützen, denn die Offiziere wollen nun einmal von der Politik nicht lassen und sie können auch nicht anders, denn die Politik ist die einzige Leiter, die in die Höhe führt.

Ein nachahmenswertes Beispiel hat der Polizeichef von Recife, der Hauptstadt von Pernambuco, gegeben. Vor einiger Zeit begann er eine energische Kampagne gegen die Spielhäuser jener Stadt und dabei wich er von der in anderen Städten beobachteten Regel ab. In den anderen Städten werden nur die Spielhöhlen von der Polizei belästigt, die nicht von reichen Leuten und Politikern besucht werden. In Recife erstreckte sich die polizeiliche Verfolgung auf alle Häuser dieser Kategorie, ohne Rücksicht, ob sie reich waren und von mächtigen Herren besucht wurden oder nicht. Trotz alledem hatte die Verfolgung nicht den erwünschten Erfolg. Die Spielhöhlenbesitzer wurden nur gewitzig und es wurde in Recife weiter gespielt. Da änderte der Polizeichef seine Taktik. Eines schönen Morgens erschienen die Namen der Herren, die die letzte Nacht in Spielhäusern verbracht hatten, in den Zeitungen veröffentlicht — in der bezahlten Abteilung natürlich. Man wunderte sich darüber, erwartete eine neue Verfolgung, aber die Polizei schien die Notizen gar nicht zu beachten, denn die Spielhöhlen blieben unbehelligt. Die Spieler faßten Vertrauen und kamen wieder zusammen und am nächsten Tage standen ihre Namen wieder in den Zeitungen. Jetzt merkte man, daß der Polizeichef zu einem neuen Mittel gegriffen hatte. Unter den Spielern befanden sich Geheimpolizisten, welche die Namen der Anwesenden aufschrieben und diese Listen ließ der Chef veröffentlichen. Gegen dieses Verfolgungsmittel half nun gar nichts mehr. Wer eine Spielhölle betrat, der lief Gefahr, am nächsten Tage als Spieler öffentlich gekennzeichnet zu werden, und das wollte keiner erleben. Die Spielhöhlen verwaisten sehr schnell und der Polizeichef hatte seinen Willen erreicht. — Die pernambueaner Bürger, die am grünen Tisch sich gegenseitig ausplündern oder sich von Berufsspielern plündern lassen, wollten ihre Namen nicht im Zusammenhang mit dem Spiel veröffentlicht sehen, ein Bundessenator für Matto

Grosso, einer der einflußreichsten politischen Chefs in Brasilien, hat aber vor kurzem von der Tribüne des Senats herab die Erklärung abgegeben, daß er spiele, gern spiele und daß ihm das niemand verbieten könne, denn er dürfe mit seinem Geld das anfangen, was ihm gefalle, und seine Zeit so verbringen könne, wie es ihm gut dünke. Dieser Senator würde wohl nicht der Spielhölle fernbleiben, weil sein Name als der eines Spielers in den Zeitungen erscheint, da aber alle Leute nicht Senatoren sind, so würde die Maßnahme des pernambucaner Polizeichefs jedenfalls auch in Rio und São Paulo gute Resultate zeitigen.

Von der Zentralbahn. Die starke Zunahme des Verkehrs auf der Zentralbahn hat die Verwaltung genötigt, den Bau eines fünften und sechsten Gleises in Angriff zu nehmen, und zwar vorläufig bis Deodoro. Auf diese Weise wird der Frachtverkehr von der Maritima bis zur letzten Vorortstation mit starkem Verkehr, Deodoro, völlig von dem Passagierdienst getrennt. Die vier bestehenden Gleise bleiben vollständig für den Vorort- und Fernverkehr reserviert. Der Bau schreitet rüstig vorwärts. Zu der Einweihung der Station Marechal Hermes in der Arbeiter-Wohnkolonie gleichen Namens konnte der Bundespräsident von Rio das Pedras aus bereits eine der neuen Linien benutzen. In Deodoro werden die Ausweichgleise verlängert werden, desgleichen in Engenho de Dentro. Dadureh wird der Zugverkehr nicht wenig beschleunigt werden können. Bis Ende des Jahres wird das fünfte und sechste Gleise bestimmt dem Betrieb übergeben werden. Zweifellos wird diese Entlastung vom Güterverkehr der Regelmäßigkeit des Passagierverkehrs nicht wenig zugute kommen, zumal wenn erst der Ausbau bis Belem erfolgt ist, der ja nicht lange auf sich warten lassen kann. Unverständlich ist uns, warum die Zentralbahn den Güterverkehr von und nach Minas nicht von der Serrastrecke ableitet, nämlich auf dem Wege über die Linha Auxiliar. Dazu wäre jetzt eine ausgezeichnete Gelegenheit gewesen, denn die Linha Auxiliar wird von Governador Portella bis nach Barão de Vassouras an der Hauptstrecke verlängert. Freilich war dann erforderlich, die Spurweite der Linha Auxiliar von 1 auf 1,60 Meter zu verlängern. Das ging natürlich nicht ohne erhebliche Mehrkosten ab, da auch eine Verstärkung des Unterbaues notwendig gewesen wäre, aber hätte sich doch immer noch billiger gestellt als die Verdoppelung der Gleise auf der Serrastrecke oder die Einführung des elektrischen Betriebes, Möglichkeiten, die bekanntlich beide zur Erörterung stehen. Warum man den naheliegenden Ausweg der Verbreiterung der Spurweite auf der Linha Auxiliar nicht beschritten hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Vielleicht hat man sich gesagt, daß das auf die Dauer doch nicht nützen werde, denn der Verkehr nimmt riesenhaft zu. Aber ganz gewiß hätte es eine vorläufige Entlastung bedeutet, und unsere Bundesfinanzen sind nun einmal derart bestellt, daß wir vielfach mit Provisorien vorlieb nehmen müssen, weil uns zu definitiven Lösungen augenblicklich das Geld fehlt.

Zwischenstaatliche Abgaben. Wieder einmal hatte sich das Oberste Bundesgericht mit den berühmten oder vielmehr berühmten, verfassungswidrigen zwischenstaatlichen Abgaben zu beschäftigen. Die Firma Rego, Bittencourt & Co. in Bahia wollte aus Alagoas einige Faß Zuckerschnaps einführen. Die staatlichen Steuerbehörden wollten eine Einfuhrsteuer erheben, deren Vorwand hygienische Ueberwachung der Einfuhr ist. Die Firma verweigerte die Zahlung, weshalb der Staatsfiskus die Exekution beantragte. Rego, Bittencourt & Co. wandten sich an das Bundesgericht, das ihnen recht

gab. Der Fiskus von Bahia appellierte an das Oberste Bundesgericht. Berichterstatter der höchsten Rechtsinstanz des Landes war Herr Oliveira Ribeiro, der auf Verwerfung der Berufung beantragte. Ihm schloß sich Herr Guimarães Natal an, der hervorhob, es handle sich um die Erhebung einer Abgabe im zwischenstaatlichen Verkehr, denn um den Schnaps aus Alagoas hereinzulassen, fordere Bahia den Nachweis der Zahlung jener Taxe, die eine der verfassungswidrigen zwischenstaatlichen Abgaben sei. Das Oberste Bundesgericht schloß sich einstimmig der Auffassung der beiden Redner an und erkannte auf Verwerfung der Berufung. Wir wissen nicht, die wievielte Ungültigerklärung jener Abgaben das ist, aber wir wissen, daß sie nach wie vor weiter erhoben werden. Dafür haben wir ja auch eine Regierung der starken Faust, deren Chef es in seinem Programm als eine seiner vornehmsten Pflichten erklärt hat, die Einzelstaaten zur Achtung vor der Verfassung zu zwingen!

Trinklustige Zöllner besitzt unser Zollamt, wie aus einer Eingabe der portugiesischen Handelskammer an den Finanzminister hervorgeht. Die Eingabe setzt den Minister von Beschwerden der Importeure von Flaschenweinen in Kenntnis. Wein gehört zu den Artikeln, die „sobre agua“ abgefertigt werden. Zoll und Konsumentensteuer werden also bezahlt, ehe die Kisten mit den Flaschenweinen ausgeladen sind. Nun ereignet es sich sehr häufig, daß der Importeur, wenn ihm seine Kisten ausgehändigt werden, feststellen muß, daß viele gewaltsam aufgebrochen sind. Entweder fehlen einige Flaschen; oder er bekommt einen Scherbenhaufen in Strohhüllen; oder die Flaschen sind zwar vollständig vorhanden, auch sorgfältig verkorkt und verkapselt, also dem Anschein nach intakt, in Wirklichkeit aber zum Teil leer. Da der Zoll, wie gesagt, „sobre agua“ bezahlt wird, so verliert der Importeur den Zoll für die fehlenden und leeren Flaschen, ganz abgesehen davon, daß er nicht mehr reklamieren kann, falls wirklich nicht trinklustige Zöllner, sondern Havarie oder Diebstahl bei der Verschiffung oder während der Fahrt das Abhandenkommen verursacht haben sollten. Der Verlust, den die Importeure von Flaschenweinen auf diese Art regelmäßig erleiden, wird in der Eingabe auf 20 Prozent beziffert. Eine Zeitlang war es, wie die Handelskammer behauptet, besser geworden, denn der Zollinspektor hatte auf die Reklamationen hin Vorkehrungen zur Abstellung der Mißbräuche getroffen. Neuerdings aber ist wieder das alte System zur Beschaffung eines billigen Haustrunkes eingerissen. Die Handelskammer bittet den Minister also, zu veranlassen, daß die Zollbehörden alle beschädigt ankommenden Kisten nach dem Havareilager senden, damit die Importeure bei den verantwortlichen Stellen auf Schadenersatz antragen können. Auf diese Weise würde den weinfrendigen Zöllnern natürlich der Genuß ziemlich ershwert werden. Und eben deshalb bezweifeln wir noch, daß dem Verlangen der portugiesischen Handelskammer stattgegeben werden wird.

Das Schlachtmonopol. Herr Manuel Lavrador will sich nicht gefallen lassen, daß der Präfekt des Bundesdistriktes der Entscheidung des Richters Dr. Cardoso de Mello die Anerkennung verweigert. Er hat sich bereits an den Justizminister gewandt und ihn ersucht, dem Richtersprüche Achtung zu verschaffen. Die Anwälte der Präfektur haben inzwischen bei dem Appellationshof Berufung gegen jene Entscheidung eingelegt. Dr. Herbert Moyses, dem die Ausarbeitung der Berufung oblag, stützte sich dabei vorwiegend auf die Tatsache, daß der Richter die Zivil- und Strafprozeß-Ordnung in Anwendung brachte, die gar nicht amtlich in Kraft gesetzt worden ist. Der General Bento Ribeiro ist ent-

schlossen, alles zu versuchen, um die Durchführung des Richterspruches zu verhindern, da die Wiedereinsetzung des Dr. Manuel Lavrador bzw. seiner Firma in das Schlachtmonopol eine wirtschaftliche Krise für die hauptstädtische Bevölkerung heraufbeschwören würde.

Als abschreckendes Beispiel für unsere Deputierten macht eine Erzählung die Runde durch die landessprachliche Presse, wie es einem argentinischen Volksvertreter ergangen, der die Vermessenheit gehabt, zu dem Ehescheidungsprojekt einen ultraliberalen Ergänzungsantrag zu stellen. Der argentinische Deputierte Dr. Posenti hat den Antrag eingebracht, daß die Ehescheidung auch ohne jeden Prozeß auf beiderseitiges Verlangen ausgesprochen werden sollte. Dieser durchaus verständige Gedanke, der im „reaktionären“ Europa sogar von alten Konservativen als eine dringende Notwendigkeit verteidigt wird, erschien der „fortschrittlichen argentinischen Gesellschaft“ als eine Ungeheuerlichkeit und sowohl Dr. Posenti wie seine Kollegen Palacios und Conforti, die für seinen Antrag eingetreten, würden mit dem gesellschaftlichen Bann belegt. Darüber wird in einem wirklich rührenden Tone berichtet: Am Tage nach der Einbringung des gedachten Antrages erschien Dr. Posenti auf einen Ball und er wurde sofort von einer Gruppe von Damen umringt, die dem Deputierten erklärten, daß sein Projekt geeignet sei, die Gesellschaft zu zerstören und die Familie zu anarchisieren. Eine der Damen aus der besten Gesellschaft fragte Herrn Dr. Posenti: „Glauben Sie, daß in der Welt die Herrschaft der Liebe aufgehört hat? Wir alle sind beunruhigt, alarmiert sogar, denn wir fürchten für das Glück unseres häuslichen Heims. Glücklicherweise haben die Frauen eine Engelgeduld (Eigenlob . . .). Sie sehen nicht, oder sie wollen nicht sehen, was ihre Männer treiben. Ohne diese Geduld würden die Richter, falls Ihr Projekt Gesetz würde, alle Hände voll zu tun haben, nur um die Scheidungsklagen zu erledigen. Denken Sie mal, was wohl geschehen würde, wenn jede Frau, die eine Klage gegen ihren Gatten hat, zum Richter laufen und die Scheidung beantragen würde? Welches Ende würde damit unsere Gesellschaft nehmen? Sehen Sie, Herr Deputierter, Ihr Projekt wird vielleicht nach einigen Jahrzehnten zeitgemäß sein oder es ist es jetzt im „zivilisierten“ Europa, wo die Heirat nichts anderes als ein Geschäft ist. Ihr Projekt ist schlecht, schädlich und undurchführbar; Sie haben es eingebracht, weil sie noch jung sind und keine verheiratete Tochter haben. Was wäre das für eine Gesellschaft, wenn die geschiedenen Frauen sich wieder verheiraten würden! Was wäre das für eine Moral?“ Dr. Posenti wollte antworten, aber die Damen ließen ihn nicht zu Worte kommen (das glauben wir! D. Red.) und keine Dame wollte mit ihm tanzen. Diese banale Geschichte wird zu Nutz und Frommen der brasilianischen Gesellschaft in unserer Landespresse breit getreten und das nennt man: die Ehescheidung bekämpfen. Wollte man den Nachweis führen das gegen die Ehescheidung nichts Stichhaltiges vorgebracht werden kann, dann wäre die obige Geschichte dazu am vorzüglichsten geeignet.

Bevölkerungsstatistik. In der Woche vom 4. bis 10. Mai wurden im Bundesdistrikt 614 Geburten, 141 Eheschließungen und 378 Sterbefälle verzeichnet. Seit dem 1. Januar sind im ganzen 7150 Personen gestorben. Unter den Todesursachen stehen an erster Stelle Erkrankungen der Verdauungsorgane, denen 66 Personen zum Opfer fielen. Davon waren 36 Kinder unter einem Jahre und 18 Kinder von 1 bis 5 Jahren, also zusammen 54 Kinder! Die Tuberkulose forderte 60 Opfer, Erkrankungen

der Atmungsorgane 56. An den Pocken starben 2 Personen, und 22 Pockenranke befanden sich am 10. Mai im Hospital S. Sebastião in Behandlung.

Die Fleischpreise sind im Depot von S. Diogo endlich wieder gesunken. Das Rindfleisch kostet dort jetzt nur noch 580 und 600 Reis pro Kilo. Trotzdem fahren viele Fleischer fort, es zu 900 Reis zu verkaufen. Auf die Reklamation eines Kunden erwiderte ein Fleischer: „Ja, Kuhfleisch kostet allerdings 800 Reis, aber was ich Ihnen verkaufe, ist Ochsenfleisch.“ Nun wird im Depot kein Unterschied im Preise gemacht, sondern ob das Fleisch von einem Rind, einer Kuh oder einem Ochsen stammt: es kostet immer 580 und an manchen Tagen 600 Reis. Der Vorwand des Fleischers ist also nicht stichhaltig.

Die Silberprägung. Der „Correio da Manhã“ schreibt seit nun ungefähr zwei Wochen heftige Artikel gegen den früheren Finanzminister Dr. Francisco Salles, dem er den Namen Chico Prata gibt, Artikel, von denen man nicht weiß, wo die Wahrheit aufhört und die politische Intrigue anfängt. Da sie aber nicht der Grundlage zu entbehren scheinen, so können wir nicht umhin, von ihnen Notiz zu nehmen. Im Jahre 1909, als unter der Präsidentschaft Nilo Peçanha Herr Leopoldo de Bulhões Finanzminister war, handelte es sich um die Prägung von Silbermünzen im Nominalwerte von 30.000 Contos. Es liefen zwei Angebote ein, eines von einer Bank, und das andere von der Firma Victor Usländer & Co. Die Bank forderte 16.800 Contos, die Firma Usländer 17.200 Contos. Herr Leopoldo de Bulhões lehnte aber beide Angebote ab, angeblich trotzdem sich politische Einflüsse zugunsten der Prägung im Auslande geltend machten, denn das Münzamt lieferte damals Silbermünzen von 2\$000 für 886 Reis, von 1\$000 für 487 Reis und von 500 Reis für 242 Reis. Der „Correio da Manhã“ hebt das als unglaubliche Ehrenhaftigkeit hervor, „obwohl Herr Bulhões Minister des Herrn Nilo war“. Als Herr Francisco Salles mit der Präsidentschaft Hermes da Fonseca ins Finanzministerium einzog, erhöhten sich die Kosten der Münzprägung im Münzamt sofort (der „Correio da Manhã“ legt Nachdruck auf dieses Wort) beträchtlich, nämlich für Münzen von 2\$000 auf 1\$61 Reis, von 1\$000 auf 583 Reis, von 500 Reis auf 314 Reis. Trotzdem reichte die Firma Usländer ein neues Angebot auf die Prägung von Silber im Nominalwert von 60.000 Contos, also noch einmal soviel als unter Herrn Bulhões, ein und forderte dafür nicht etwa, wie man hätte erwarten sollen, zweimal 17.200 gleich 34.400 Contos, sondern 40.395 Contos, also 5995 Contos mehr. Unter Herrn Bulhões hätten sich 60.000 Contos Silbermünzen im Münzamt auf 28.280 Contos gestellt, 6120 Contos weniger als die Firma damals forderte. Nach der erheblichen Erhöhung der Prägesätze des Münzamtes unter Herrn Francisco Salles hätten die Kosten im Münzamt 34.830 Contos betragen. Das waren immer noch 5565 Contos weniger, als die Firma jetzt forderte. Trotzdem wurde das Münzamt, das für schweres Geld neu ausgestattet wurde und allen Anforderungen genügt — in der neuesten Botschaft des Bundespräsidenten steht die amtliche Bestätigung dieser unserer Behauptung —, nicht mit der Prägung beauftragt, sondern das viel teurere Angebot der Firma Victor Usländer & Co. angenommen. Der „Correio da Manhã“ bringt damit den Leiter des „Paiz“, Herrn João Lage, in Verbindung. Das „Paiz“ hat zwar seit etwa einem Jahre die Regierung des Marschalls Hermes aufs heftigste bekämpft, ist aber andererseits für die Kandidatur Francisco Salles eingetreten. Der „Correio da Manhã“ behauptet ferner, der relative Mißerfolg, den die neue 11 Millionen-

Anleihe der Bundesregierung in London hatte, wo die Titel, die das Konsortium für 97 anbot, an der Börse zu 96 und 95,5 gehandelt wurden, sei auf das Bekanntwerden des Silbergeschäftes zurückzuführen. Wir geben, wie gesagt, die Behauptungen des Blattes hier auszugsweise wieder und ersparen uns ein Eingehen auf die beleidigenden und skandalösen Details, die wir in keiner Weise kontrollieren können. Wir hatten eigentlich von der Amtsführung des Hrn. Francisco Salles bisher nicht den Eindruck, daß er bewußt den Fiskus schädigte und sich widerrechtlich bereicherte. Allerdings hielten wir ihn niemals für scharfblickend oder intelligent und neigen daher bis auf weiteres zu der Annahme, daß er etwas unterschrieben hat, was er nicht verstand. Der Firma Victor Usländer & Co. kann man, falls der „Correio da Manhã“ recht hat, trotzdem keinen Vorwurf machen. Es ist das gute Recht eines jeden Kaufmanns, seine Ware zu Preisen anzubieten, die ihm gewinnbringend erscheinen. Der Kunde mag zusehen, ob ihm der Preis konveniert oder nicht. Und der Kaufmann hat in einem Lande wie das unsere auch das Recht, den Kunden Staat auf alle mögliche Weise zur Annahme seiner Offerte zu bewegen, aus dem sehr einfachen Grunde, weil sonst ein Konkurrent das Geschäft macht. Der „Correio da Manhã“ braucht sich also nicht auch über die Firma zu entrichten, sondern sollte seine Kritik lieber auf die Zustände beschränken, die Geschäfte wie das von ihm geschilderte überhaupt möglich machen. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß der Silberpreis seit einem Jahre eine auffallend steigende Tendenz zeigt, im Gegensatz zum Golde, dessen Preis stabil blieb.

Die nächste Pflicht

Was wir zu tun haben, um glücklich zu sein?
Unsere nächste Pflicht.

Und unsere nächste Pflicht ist?

Die Forderung des Tages! —

So einfach und selbstverständlich scheint das! Aber wenn es so wäre, müßten alle Menschen glücklich sein, weil alle ihre Pflicht täten. Es muß also doch wohl nicht so ganz leicht sein, diese einfachste Pflicht zu tun, die nichts anderes ist als das, was jeder Tag an Pflichtenmaß von uns fordert.

Es ist nicht so leicht, wie es scheint, die Forderung des Tages zu erfüllen, weil es oft nicht so leicht ist, sie zu erkennen.

Wenn das Leben und Schicksal des Mannes zuweilen einem weiten Plan gleicht, auf dem mancherlei stolze Bauwerke aufgerichtet werden, so ist Leben und Schicksal der Frau gar oft wie ein feiner Kanevas, in den das Schicksal wohl die Umrisse des Musters eingezeichnet hat, dessen Ausführung aber der Frau vorbehalten ist. Sie hat es zu gliedern und zu ordnen, in ihrer Hand liegt es, ihm Farbe zu geben und Licht und Schatten zu verteilen. Da kommt nun die Forderung des Tages und verlangt, um im Beispiel zu bleiben, daß die Frau plötzlich von der methodischen Ausführung ihres Musters abweiche, daß sie sich heute mit dem grossen Zuge darin beschäftige, morgen mit den hellen, lustigen Farben, übermorgen mit dem Schattigen und am Tage darauf mit den feinsten Gliederungen. Das ist schwer. Vor allem dann, wenn es der Natur der Frau entgegengesetzt ist. Oder das Schicksal will Tage, Wochen und Monate, daß man nur an der kleinen Ausfüllung des Musters arbeite. Oder es wirft einen Schatten so tief, daß alle leuchtend frohe Farbe und jeder große Zug verschwinden und der Schatten alles ertränkt und verschluckt.

In solchen Zeiten nicht abzuweichen von dem Mahnwort, immer zuerst an die nächste Pflicht zu

denken, an die Forderung des Tages, ist eine Aufgabe, unter der man oft genug fast zusammenzubrechen droht. Da gilt es, sich aufzuraffen, sich immer wieder zu sagen: Dies und nichts anderes ist deine Pflicht, Auge und Sinn immer von neuem mit fester Entschlossenheit darauf zu richten.

Das erstmal tritt für gewöhnlich an die Frau diese Forderung bei der Eheschließung heran. Alles, was vorhergegangen ist, greift nicht so tief in ihr Leben ein. Mit der Heirat nimmt die junge Frau die ersten schweren Pflichten auf sich. Sind die Flitterwochen vorüber, so kommt der Tag, an dem sie aus dem Rausch erwacht und beginnt, das Leben zu sehen, wie es ist. Oft genug ist dies Erwachen schwer und traurig. Aber auch da, wo es von keiner Enttäuschung begleitet ist, tritt dennoch eine Aenderung in dem ganzen Anschauungsleben der jungen Frau ein. Wohl ihr, wenn sie dann die Pflicht als eine Notwendigkeit empfindet, nicht als eine Last. Da gilt es, der Forderung des Tages zu genügen, über dem Kleinen nicht das Große zu vergessen, aber noch weniger über dem Großen das Kleine.

Viele von uns bedenken nicht, daß die Forderung des Tages weiter geht, als die Sorge um das leibliche Wohl unserer Lieben es verlangt. Sie gehen auf in dieser Sorge und oft genug darin unter. Dieselbe Frau, die sich vielleicht musterhafte Gattin und Mutter dünkte, weil sie eine musterhafte Hausfrau war, lernt später einsehen, daß neben dem Materiellen auch die Seele ihr Recht verlangte, und daß es sich rächt, wenn sie darben mußte.

Und andere wieder, die mit Ernst und Eifer nach den großen Zielen des Lebens strebten, vergaßen darüber die kleinen Dinge des Tages und bedachten nicht, daß aus vielem Kleinen ein Großes wird und daß ein Haus, in dem das Kleine vernachlässigt wird, auch im Großen nicht bestehen kann. Wohl uns, wenn die Folgen noch gut zu machen waren, wenn nicht unabwendbares Unheil daraus entstand. Es gibt Frauen, die jede Erregung unfähig macht zur Pflichterfüllung, die über jedem irgendwie besonderen Vorfall vergessen, was der Tag von ihnen heischt und die jedes Schicksal irgendeiner Art unfähig zur Ausübung dieser ihrer Pflichten macht. Sie werden niemals glücklich sein, noch glücklich machen können, und bitter wird sich diese Schwäche an ihnen rächen, bitterer als vielleicht mancher Charakterfehler.

Aber auch jene, die treu und redlich ihre Pflicht erfüllen, fragen sich oft genug, wie es kommt, daß ihren Mühen so wenig Lohn zuteil wird. Denen sei gesagt: Nicht nur, daß wir pflichtgetreu sind, ist nötig — wichtiger noch ist, wie wir es sind. Was nützt emsige Pflichterfüllung zur unrechten Zeit am unrechten Ort! Wir dürfen das nicht von uns abwehren, was mit ernster Mahnung heute an uns herantritt, um es auf morgen und übermorgen zu verschieben. Und wie wir einen kleinen Riß in einem Gewande heute ausbessern, damit er nicht morgen zu einer großen werde und damit auch eine Forderung des Tages erfüllen, so dürfen wir auch eine größere Pflicht nicht von uns abwehren, und wenn wir ein Dutzend Kleiderrisse ausbessern hätten. Erkennen zu lernen, was das Wichtigere ist, das ist eine unserer vornehmsten Aufgaben. Das meint der Weise, der unser Glück darin sieht, daß wir unsere nächste Pflicht erfüllen. So müssen wir uns jeden Tag ernstlich prüfen, auch in ruhigen und glücklichen Tagen, an denen wir auf dem Kanevas unseres Lebens lustige Muster in bunten Farben sticken können. Das stählt uns für die Zeit, da die Schatten das Gewebe verhüllen und unsere Tränen die bunten Farben auslöschen.

Gigantenarbeit unter Tag

Von Dr. Emil Carthaus.

Heute, wo der gespannte Dampf und der elektrische Strom dem Bergmanne die Kraft von hundert, ja tausenden hilfreicher Menschenarme ersetzt, wo die zu großer Vollkommenheit gebrachte Bohrmaschine für ihn mehr Arbeit leistet als in früherer Zeit ganze Dutzende von fleißigen Händen, geübt darin, Schlägel und Bohreisen zu führen, wo ihm, dem dienstbaren Geist der Tiefe, in dem Dynamit, der Sprengelatine und anderen Erzeugnissen der modernen Chemie Sprengmittel von furchtbar durchschlagender Wirkung zu Gebote stehen, da ist der Bergbau imstande, wahre Gigantenarbeit zu vollbringen. Wie wäre es ihm anders möglich, die mit der Zeit so ungeheuer groß gewordene Nachfrage der Kulturwelt nach all den Schätzen der dunklen Erdentiefe auch nur einigermaßen zu befriedigen!

Daß wir heute so recht im Zeitalter des Eisens oder, besser gesagt, des Stahles leben, weiß jedermann, doch machen sich nur wenige eine rechte Vorstellung davon, welche riesenhaften Mengen von den verschiedenen Kohlenstoffverbindungen jenes dunklen Allerweltsmetalles alljährlich aus dessen Erzen gewonnen werden. Zwar ist nach genauen statistischen Angaben die Weltproduktion an Eisen im Jahre 1911 um reichlich 2,5 Millionen Tonnen, also 2.500.000.000 Kilo gegen das Vorjahr zurückgegangen, indessen erstreckt sie sich noch immer auf 63.251.731 Tonnen und hat im jetzt verflossenen Jahre sogar das Riesenmaß von 70.000.000 Tonnen überstiegen. Denkt man sich all dieses Eisen in einen einzigen Barren von rechteckiger Form zusammengegossen, so würde derselbe eine Länge von einem halben Kilometer bei 200 Meter Breite und 70 Meter Höhe besitzen. Deutschlands Roheisenerzeugung wird sich im Jahre 1912 auf rund 17,5 Millionen Tonnen stellen. Ein erstaunliches Maß hat auch die Menge des Stahles erreicht, welches jetzt in den Kulturländern der Erde fabriziert wird. Sie umfaßte 1911 sage und schreibe 58.377.286 Tonnen, genug, um an der Stelle des Aequators ein kreisrundes, massives Stahlkabel von beinahe einem halben Meter Durchmesser um unseren ganzen Planeten zu legen! 24.054.309 Tonnen Stahl wurden allein in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gewonnen. Darauf folgte als zweitgrößter Lieferant für den Weltmarkt Deutschland mit einer Gesamtproduktion von 15.010.333 Tonnen, während Großbritannien nur 6.565.321 Tonnen erzeugte. Leider läßt es sich nicht feststellen, wie groß die Menge der zur Stahlfabrikation verwandten Eisenerze und Steinkohlen war. An Manganerzen wurden aber 1911 allein fast $2\frac{3}{4}$ Millionen Tonnen in den Stahlwerken der Erde verbraucht.

Einen riesenhaften Umfang hat ferner der Kupferbergbau angenommen; denn während im Jahre 1881 von dem roten Metalle 166.065 Tonnen aus Erzen erschmolzen wurden, belief sich die gesamte Hüttenausbeute 1911 auf 880.098 Tonnen. Ein bis zum Monde reichender Kupferdraht von nicht weniger als 1,8 Zentimeter Durchmesser ließ sich hieraus walzen! — Die erste Stelle auf dem Kupfermarkt der Welt nimmt unbestritten die nordamerikanische Union ein mit einer Produktion von 491.634 Tonnen und einem Verbrauche von 321.900 Tonnen im Jahre 1911. Ihr folgt in der Gewinnung Mexiko mit 61.884 Tonnen; im Kupferkonsum aber Deutschland mit 225.800 Tonnen. Von der deutschen Produktion, die nur 37.500 Tonnen umfaßte, entfielen 20.580 Tonnen auf die Mansfelder Gewerkschaft, während der Rest fast ausschließlich aus importierten Erzen gewonnen wurde.

Wieviel Zinkerz der Bergbau alljährlich zutage fördert, kann man daraus ersehen, daß im Jahre 1911 auf der ganzen Erde 895.400 Tonnen von dem unscheinbaren weißen Metalle aus Galmei und Blende gewonnen wurden. Wollte man aus all diesem Zink eine Pyramide mit quadratischer Grundfläche errichten, so würde dieselbe eine Seitenlänge von 100 Meter und eine Höhe von 37 Meter aufzuweisen haben. Auch auf diesem Felde der Montanindustrie nehmen die Vereinigten Staaten von Nordamerika den ersten Rang ein, da sie in genanntem Jahre 267.472 Tonnen Zink erzeugten und 253.300 Tonnen davon selbst verwerteten. Die deutsche Zinkindustrie steht mit nicht minder imponierenden Zahlen da; denn es wurden 1911 in Deutschland 250.000 Tonnen gewonnen, wovon 221.800 Tonnen im Lande selbst Verwendung fanden. Von den verschmolzenen Erzen entstammten 700.000 Tonnen dem deutschen Boden; daneben aber wurden 262.000 Tonnen eingeführt. An dritter Stelle folgt Belgien mit einer Zinkproduktion von 190.092 Tonnen, wozu das Erz aber aus der Fremde genommen wurde.

An Blei wurden während des Jahres 1910 in der alten und neuen Welt zusammen 1.139.700 Tonnen erzeugt, entsprechend einer gigantischen Kugel von 56 Meter Durchmesser oder einem Bleibarren von 40 Meter Länge sowie 25 Meter Breite und Höhe. Allen anderen Ländern voran schreitet auch in der Bleigewinnung die nordamerikanische Union, in deren Gebiete 1911 im ganzen 384.600 Tonnen erzeugt, aber auch 358.200 Tonnen verbraucht wurden. Deutschland verhüttete im Jahre 1911 140.200 Tonnen eigene und 143.600 Tonnen importierte Erze und stand dabei mit einer Produktion von 161.300 Tonnen Blei um 10.300 Tonnen hinter Spanien zurück, wogegen es im Bleikonsum mit 229.700 Tonnen unmittelbar auf die Vereinigten Staaten folgte und Großbritannien um 30.000 Tonnen übertraf.

Mit Rücksicht auf eine in nicht ferner Zeit drohende Erschöpfung seiner Lagerstätten ist der riesenhafte Verbrauch eines anderen Metalles, des Zinns, in der heutigen Kulturwelt eher bedauerlich als erfreulich zu nennen. Wurden doch im Jahre 1911 von diesem so nützlichen, für manche Zwecke gar nicht zu entbehrenden und immer teurer werdenden Metalle 105.755 Tonnen gewonnen, davon mehr als die Hälfte (53.670 Tonnen) auf der Halbinsel Malakka und nur etwa 5000 Tonnen aus europäischen Erzen. All das in genanntem Jahre auf der Welt erzeugte Zinn würde einen Kegel von 40 Meter Durchmesser und 32 Meter Höhe bilden mit einem Metallwerte nach heutigen Preisen von fast einer halben Milliarde Mark. Die größte Zinnerzeugung der Welt war die des Jahres 1908, die sich auf 110.580 Tonnen erstreckte. In Deutschland, das ehemals im Erzgebirge recht reich an dem wertvollen weißen Metalle war, wird heute fast gar kein Zinnerz mehr zutage gefördert, andererseits aber bezog die deutsche Industrie im Jahre 1911 ganze 19.300 Tonnen Zinn aus Bolivia und Südasien.

Welche Bedeutung das Nickelmetall mit der Zeit im Handel und Gewerbe erlangt hat, ersieht man daraus, daß im Jahre 1911 davon im ganzen 24.500 Tonnen in der Welt gewonnen wurden. Wäre es möglich, aus dieser höchst ansehnlichen Metallmasse eine Münze von der Form und dem Gehalte der deutschen Reichsnickelmünzen — die nebenbei bemerkt nur 25 Prozent Nickel und 75 Prozent Kupfer enthalten — zu prägen, so würde dieselbe einen Durchmesser von 76 Meter bei 2,43 Meter durchschnittlicher Dicke bilden, also, neben die Berliner Siegestsäule gestellt, diese noch um 15 Meter überragen. Abgesehen von wenigen Tonnen, die in Schweden und den Vereinigten Staaten zutage gefördert werden, ist all das verhüttete Nickelzink dem

Boden der Insel Neucaledonien, im Westen von Australien, und dem von Kanada entnommen. Aus diesem Erze wurden in Nordamerika 12.000, in Deutschland 5000, in England 4500, in Frankreich 2000 und in den anderen Ländern 1000 Tonnen Nickelmetall erschmolzen.

Recht groß ist in den letzten Jahren auch die Quecksilbergewinnung der Welt geworden. Sie belief sich 1911 auf 4100 Tonnen, ein Quantum, womit man eine 10 Meter breite und lange, 3,5 Meter hohe Zisterne bis an den Rand zu füllen vermöchte.

Bei dem nie zu stillenden Hunger der Menschheit nach Gold hat begreiflicherweise auch seine Gewinnung in den letzten Dezennien einen ganz erstaunlichen Umfang angenommen. Sie umfaßte im Jahre 1911 70.682 Kilo! Man könnte aus all diesem Golde eine massive Säule von 10 Meter Höhe und 2,15 Meter Durchmesser schmieden, die einen Metallwert von 1.893.570.000, also fast 2 Milliarden Mark vergegenwärtigen würde. Der Hauptproduzent der Welt ist heute Transvaal, das 1911 256.222 Kilo von dem gelben Edelmetalle erzeugte, während die nordamerikanische Union ihm mit einer Gewinnung von 144.794 und Australien mit einer solchen von 89.965 Kilo folgten. Legt man die Goldausbeute Transvaals von einem Jahre zusammen, dann könnte man den größten der Obelisken des Nil-Tales buchstäblich mit Gold aufwiegen!

Obleich der weiße Weltbeherrscher von ehemals, das Silber, außerordentlich in der Wertehätzung der Menschen gefallen ist, so wurden doch im Jahre 1911 noch 7.835.215 Kilo durch den Bergbau zutage gebracht. Es ließe sich hieraus ein imposanter Barren von 8 Meter Breite, 6 Meter Höhe und annähernd 15,5 Meter Länge formen, in Werte von mehr als einer halben Milliarde Mark. Das meiste Silber erzeugte Mexiko und zwar 2.708.456 Kilo. Daneben gaben die Vereinigten Staaten 1.797.660 Kilo, Kanada 1.041.533 Kilo und Australien 532.166 Kilo an den Weltmarkt ab. Erst an fünfter Stelle folgt Deutschland mit 439.580 Kilo, wovon jedoch nur 5175.210 Kilo aus einheimischen Erzen ausgebracht wurden.

Von dem kostbaren Edelmetalle des Platins wurden trotz einer in den letzten drei Jahren eingetretenen Verdoppelung seines Preises 1911 nur noch ungefähr 9120 Kilo gewonnen, die man in einem Würfel von nicht mehr als 75 Zentimeter Seitenlänge vereinigen könnte. Dieser unscheinbare Würfel aber würde einen Metallwert von reichlich 50 Millionen Mark repräsentieren. Bis auf 350 Kilo, welche Kolumbien (Südamerika), Australien und die Vereinigten Staaten lieferten, wurde all dieses Platin den Wäschern des Urals entnommen.

Wahres Gigantenwerk leistet der moderne Bergbau in der Gewinnung der geradezu ungeheuren Massen von Mineralkohle, welche die Kulturwelt von heute verbraucht. So wurden im Jahre 1911 insgesamt ungefähr 1165 Millionen Tonnen des glänzenden schwarzen Brandstoffes zutage gefördert. Was das heißen will, kann man daraus ersehen, daß sich aus dieser kolossalen Kohlenmasse 330 Pyramiden, so groß wie die von Cheops, aufbauen ließen oder eine einzige Pyramide von 2 Kilometer Seitenlänge und 1,3 Kilometer Höhe, ein Koloß, neben welchem sich der jenes altägyptischen Monumentalbaues wie ein Kinderspielzeug ausnehmen würde. Den Vorrang auf dem Kohlenmarkte der Welt nimmt schon seit Jahren die nordamerikanische Union ein mit einer Förderung von 438.300.000 Tonnen im Jahre 1911. Großbritannien lieferte in derselben Zeit 276.200.000 Tonnen und Deutschland 234.500.000 Tonnen Mineralkohlen, wovon allerdings 73.700.000 Tonnen Braunkohlen waren. Für das jüngst vergangene Jahr

kann man die deutsche Kohlenproduktion zu ungefähr 258 Millionen Tonnen anschlagen und ist ihr Anteil an der gesamten Kohlenförderung der Welt während der letzten Dezennien ein immer größerer geworden.

Unglaublich groß ist endlich auch die Menge der flüssigen und gasförmigen Kohlenstoffverbindungen, welche durch die Tiefbohrungen der Petroleumfelder alljährlich für Beleuchtungs- und Heizzwecke zutage gefördert werden. Die Erdölgewinnung der Welt erstreckte sich 1911 allein auf 345.000.000 Barrels oder 65.828.000.000 Liter raffiniertes Petroleum. Hiermit ließe sich ein mehr als 2 Kilometer langes und breites, 15 Meter tiefes Hafenbassin vollständig füllen und könnte in seiner Oelflut die ganze deutsche Kriegsflotte schwimmen. Der Matador auch auf diesem Industriegebiete ist die nordamerikanische Union, welche in genanntem Jahre 63 Prozent der ganzen Weltproduktion an Erdöl erzeugte, nämlich 220.449.391 Barrels. 81.134.391 Barrels wurden allein im Staate Kalifornien erzeugt; 56.069.637 in Oklahoma, in Pennsylvanien aber nur noch 8.248.158 Barrels. — Wenig bekannt ist es, welche riesenhafte Geldsummen man in den Vereinigten Staaten schon seit Jahrzehnten aus dem Naturgas, den brennbaren Gasen, die den Tiefbohrungen in den Oeldistrikten entsteigen, zieht. Im Jahre 1910 wurden dort zu Lande bereits 509.155.390.000 Kubikfuß oder ungefähr 14,5 Millionen Kubikmeter Naturgas nutzbar gemacht und dadurch ein Gewinn von 70.756.158 Dollar, also von fast 300 Millionen Mark erzielt, obgleich der Kubikmeter den Konsumenten durchschnittlich nur auf etwas mehr als 2 Pfennige zu stehen kam.

Im Hinblick auf alle diese imponierenden Zahlen das Deutsche Reich ein an Mineralschätzen armes Land zu nennen, hieße irren. Werden doch seine Eisen- und Kohlenreserven länger aushalten, als die seiner beiden so mächtig erscheinenden Konkurrenten auf industriellem Gebiete, Nordamerika und England. Obendrein besitzt Deutschland in den 3 Milliarden Tonnen wertvoller Kalisalze, die noch in seinem Boden ruhen, möglicherweise auf Jahrhunderte hinaus ein Monopol, dessen spätere nationalökonomische Bedeutung heute noch niemand beurteilen kann.

Aus aller Welt.

Einspruch gegen den neuen Zolltarif. Die deutsche Regierung hat gegen zwei Punkte des neuen amerikanischen Zolltarifes in einer sehr maßvollen Note Einspruch erhoben und darauf hingewiesen, daß der deutsche Handel bei der Durchführung der beiden beanstandeten Paragraphen erheblich geschädigt würde.

Die Hinrichtung der französischen Autobanditen fand in Paris statt. Es hatten sich viele Zuschauer eingefunden, doch werden dieselben bei dem nebligen und regnerischen Wetter kaum viel gesehen aben. Um 4 Uhr 20 Minuten brachte der Gefängniswagen die Todeskandidaten gemeinsam aus dem Gefängnisse heraus. Sogleich wurde Souly als erster herausgeholt, und zwei Minuten später hatte er sein Leben geendet. Ihm folgte unmittelbar Callemín, endlich Monier, und um 4 Uhr 28 Minuten war alles vorüber. Alle drei starben mitig und ohne Pose. Nur Monier rief laut, als er zum Richtplatz geführt wurde: „Auf Wiedersehen, meine Freunde!“ Die Leichen wurden unverzüglich unter Bedeckung zahlreicher berittener Gendarmen und radehnder Schutzleute nach dem Kirchhofe der Vorstadt Ivry gebracht, wo die Beerdigung in aller Stille stattfand.

Der große Streik zu Ende. Seitens des Zentralstreikkomitees ist nochmals an alle belgischen Gewerkschaften die Weisung ergangen, die Arbeit in vollem Umfange wieder aufzunehmen. In Gent sind die großen Woll- und Baumwollspinnereien bereits wieder in Betrieb, desgleichen wird in den Eisenwerkstätten wieder gearbeitet. In Antwerpen dauert der Hafenarbeiterstreik teilweise noch an. In Mons werden die meisten Betriebe voraussichtlich bald wieder arbeiten, nur die Kohlenberwerksarbeiter verhalten sich noch ablehnend. Die desertierten zwei Soldaten, welche auf der Flucht einen Polizeiamenten in Fouchies niederschossen, sind eingefangen worden. — In Lüttich ist eine Bombe geplatzt, wobei eine Anzahl von Fensterscheiben zertrümmert wurden.

Rumänische Volkszählung. Das Bukarester „Amtsblatt“ veröffentlicht die vorläufigen Ergebnisse der allgemeinen Volkszählung, die Ende des Jahres 1912 in Rumänien vorgenommen wurde. Danach ist die Bevölkerungszahl von 5.596.690 Einwohnern im Jahre 1899 auf 7.248.016 gestiegen. Der Zuwachs beträgt also mehr als 21½ Prozent.

Hamburger obligatorische Fortbildungsschule. Die Hamburger Bürgerschaft hat beschlossen, eine obligatorische Fortbildungsschule für alle jungen Leute bis zu 18 Jahren, gleich, ob männlich oder weiblich, ob gelernte oder ungelernete Arbeiter, einzuführen. Sogar Leute mit dem Einjährigenzeugnis sollen dem Schulzwang unterworfen sein. Sehr gegen den Willen der Großkaufleute ist dieser letzte Beschluß durchgesetzt worden.

Die Ausstellung „Das Kind“ ist vor kurzem in Berlin durch den Prinzen Sigismund von Preußen eröffnet worden. Die Ausstellung, welche am Zoologischen Garten errichtet ist, enthält in verschiedenen Abbildungen alles, was auf Ernährung, Kleidung, Körper- und Geistespflege des Kindes Bezug hat.

Italiens Oliven- und Apfelsinenernte. Nach dem offiziellen Bericht des Ackerbauministeriums hat die vorjährige Ernte einen Ertrag von 958.000 Zentnern Oliven und 6.670.000 Zentnern Zitronen und Apfelsinen ergeben.

Die deutsche Schule in Palermo. Die vom Deutschen Schulverein in Palermo im Jahre 1890 gegründete deutsche Schule hat sich in den letzten Jahren unter der Leitung des seit 1909 an ihr tätigen Direktors Hülsmann zu einer sogen. Mittelschule emporgearbeitet; die Erreichung des Einjährig-Freiwilligen wird angestrebt. In 4 Klassen wurden von 4 Lehrkräften 33 Kinder unterrichtet, eine im Verhältnis zu der geringen Größe der Kolonie recht ansehnliche Zahl. Die meisten sind Reichsdeutsche, doch gehören auch Oesterreicher, Schweizer, Italiener, Engländer und Belgier zu den Besuchern der Schule. Die Eltern der Kinder sind meist hier ansässige Kaufleute. Die Unterrichtssprache ist deutsch, deren Kenntnis zu den Voraussetzungen der Aufnahme gehört. Auf die Weiterbildung der Kinder gerade in dieser Sprache und die Kenntnis der Geschichte und Erzeugnisse der deutschen Literatur wird der größte Wert gelegt. Um auch anderssprachigen Kindern den Eintritt zu ermöglichen, ist ein sogen. Vorbereitungskursus für fremdsprachige Kinder von 5 bis 8 Jahren zur Erlernung des Deutschen eingerichtet. Die Erfolge können als sehr gut bezeichnet werden. Die deutsche Schule in Palermo ist nach dem Untergang von Messina die einzige deutsche Schule auf ganz Sizilien.

Ausländische Losschwinder treiben wieder ihr Unwesen in Deutschland. Durch zahllose Briefe, Prospekte und Agenten empfehlen sie Prämien-Obligationen wie Ottomanisch (Türkenlose), Braun-

schweiger, Pappenheimer, Holl. Grundkreditbank, Holl. Fünfzehnguldenlose usw. Sie verkaufen sie gegen Monatszahlungen oder auch nach neuestem Schwindlertrick gegen Beleihung. Das Publikum fällt leider immer wieder darauf hinein. Der Kauf solcher Obligationen ist in allen deutschen Staaten strafbar. Zahlreiche Käufer, und besonders Vermittler, sind schon deshalb bestraft worden. Außerdem sind aber die ausländischen „Bankfirmen“, die diese angeblichen Wertpapiere verkaufen, durchweg Schwindler. Es ist festgestellt, daß sie Papiere, über die sie Depotscheine und Zertifikate erteilen, gar nicht besitzen. Wie uns die Kgl. Staatsanwaltschaft Kassel mitteilt, schweben gegen fast hundert dieser Firmen Strafverfahren wegen Betrugs und Wuchers und zugleich Sperren für sämtliche Postsendungen. Jeder, der mit den Firmen oder ihren Vermittlern in Verbindung tritt, setzt sich also dem gerichtlichen Strafverfahren aus. Es sei auch besonders gewarnt vor dem Kauf von Losen der dänischen Koloniallotterie; zahlreiche Bestrafungen sind auch halb erfolgt. Alle, die mit ausländischen Firmen in Verbindung getreten sind, werden sich am besten an die Kgl. Staatsanwaltschaft Kassel wenden.

Der Jahrestag der „Titanic“-Katastrophe. Aus New York wird gemeldet: Der zum Andenken an die Opfer der „Titanic“-Katastrophe errichtete Leuchtturm wurde mit einer eindrucksvollen Feier eingeweiht. Der Leuchtturm, der einen Radius von zwölf englischen Meilen hat, ist von der Regierung übernommen worden.

Die Untersuchung in der Giftmordaffäre des Fechtlehrers Karl Hopf bringt immer interessantere Einzelheiten. Es hat sich herausgestellt, daß Hopf, der eine gute Schule besucht und als Einjähriger gedient hat, eine ausgedehnte Bazillenzuchttrieb. In einem Zimmer des Hauses, das er bewohnte, wurden nicht nur Reinkulturen von Typhus- und Cholerabazillen, sondern auch Rotzbazillen gefunden. Vorläufig erstreckt sich die Untersuchung auf die Vergiftung seiner dritten Frau, die im Krankenhaus ihrer Genesung entgegenseht. Immermehr Einzelheiten werden über das Leben und Treiben des abenteuerlichen Mannes bekannt. Im Adreßbuch ist er unter seinem richtigen Namen Karl Hopf verzeichnet, aber auch als Fechtlehrer Athos. Hopf ist in der Untersuchungshaft gefesselt und wird streng bewacht, damit er nicht Selbstmord begehen kann.

Mannigfaltiges.

Der Kinematograph als Zeitsparer. Man ist gegenwärtig daran, dem Kinematographen ein neues, und wie es scheint, sehr aussichtsreiches Arbeitsfeld zu erschließen. Man verwendet ihn nämlich zu Forschungen über die Oekonomie der Arbeit und hat auf diesem Gebiete bereits erhebliche Erfolge zu verzeichnen. Eine kinematographische Aufnahme hat z. B. dazu geführt, daß das Zusammensetzen einer Maschine, zu dem ein geübter Fabrikarbeiter sonst 37 Minuten und 30 Sekunden brauchte, schließlich in 8 Minuten und 30 Sekunden ausgeführt werden konnte. Das wurde in folgender Weise erreicht: Mehrere Arbeiter wurden bei ihrer Tätigkeit (natürlich einzeln) kinematographisch aufgenommen. Ein Fachmann untersuchte dann die kinematographischen Bilder genau, indem er die Ablaufgeschwindigkeit bedeutend verringerte oder auch wohl einzelne Bilder herausgriff. Auf diesem Wege konnte er erkennen, was das Auge beim Zusehen bei der Arbeit nicht entdecken konnte, und was der Arbeiter selbst wohl kaum hätte sagen oder zeigen können: wie die einzelnen Bewegungen einer Arbeit ausgeführt werden. Hierbei kamen natürlich alle noch so kleinen Arbeitsfehler ans Tageslicht. Den

Arbeitern wurden die kinematographischen Bilder nicht gezeigt, sondern der gleiche Fachmann, der die kinematographischen Bilder zu prüfen hatte, zeigte ihnen auf das genaueste die richtige Arbeitsweise und bewies ihnen dadurch gleichzeitig, daß das verbesserte Arbeitsverfahren unbedingt vorzuziehen ist. Wenn ein Arbeiter an einem Tage etwa 150 000 einzelne Bewegungen ausführt, und die kinematographischen Bilder nachweisen, daß 50 000 davon oder mehr überflüssig sind, bedeutet das für den Fabrikbetrieb einen ganz gewaltigen Gewinn. Es wird eine ganze Anzahl von Fällen aufgeführt, in denen der Kinematograph eine bessere Arbeitsweise vorschreiben konnte, darunter auch überraschenderweise Arbeiten mit der Nähmaschine.

Das Leichenbegängnis Othello's und der Desdemona. Der Konkurrenzkampf zwischen Theater und Kino hat kürzlich in London zu einem glorreichen Siege des Theaters geführt. Es zeigt sich, daß Shakespeare in seinem „Othello“ sich die großartigste Wirkung hat entgehen lassen. Denn es fehlte ihm leider an der künstlerischen Erzielung durch den „Kientopp. In einer „Othello“-Aufführung in einem kleinen Westendtheater, das ausschließlich von Kleinbürgern und Handwerkern besucht wird, wurden die Zuschauer für ihr geduldiges Ausharren durch einen neuen Schlußakt entschädigt. Dieser bei Shakespeare unbekannt Akt brachte ein prunkvolles Leichenbegängnis des Othello und der Desdemona. Die Direktion des Theaters hatte nämlich mehrere Zuschriften bekommen des Inhalts, „Othello“ sei zwar ein schönes und ergreifendes Stück, aber es leide an einem großen Fehler, den eine kinematographische „Othello“-Aufführung richtig erkannt habe. Hier habe man das Leichenbegängnis Othellos und seiner schönen Gattin bewundern können, und gerade dieser Akt in dem die beiden Liebenden wieder friedlich vereinigt waren, habe das ganz besondere Wohlgefallen der Briefschreiber erregt, denn es sei Pflicht der Menschlichkeit, den irregeleiteten, eifersüchtigen Othello wenigstens im Tode mit seiner ihm treuen Gattin zu vereinigen. Der Theaterdirektor fürchtete mit Recht die Konkurrenz dieses „Kientopp-Othello“ mit dem schönen Leichenbegängnis und ordnete schleunigst an, daß bei der nächsten Aufführung auch ein imposantes Leichenbegängnis den Schluß des Dramas bilde. Es erschien ein großartiger, von zwei alten Kleppern gezogener Leichenwagen, auf dem zwei Särge ruhten, über den beiden Särgen war ein mächtiger Kranz, auf dessen Schleifen befand sich die Inschrift „Im Tode vereint“.

Hiram Maxim's „Lärmtöter“. Eine allen Feinden unnötigen Lärms hochwillkommene Nachricht kommt aus New York: Hiram Maxim, der Erfinder des lautlosen Gewehres, will einen allgemeinen „Lärmtöter“ erfunden haben, der jegliches Geräusch, vom Summen einer Fliege über das Schreien des Säuglings hinweg bis zum Gehämmer der Schmirde und dem Donnern der Eisenbahn über eine Brücke, vollkommen erstickt. Die Erfindung ist zum Patent angemeldet und deswegen hält der Erfinder mit Einzelheiten noch zurück. Er hat aber einem Vertreter des „New York American“ allerlei über die Wirkungsweise seines Lärmtöters mitgeteilt, und aus diesem Interview gewinnt man jedenfalls den Eindruck, daß der Grundgedanke, auf dem der „Lärmtöter“ beruht, durchaus vernünftig ist. Hiram Maxim geht von der Forderung aus, nicht die Schallwellen, die bei der Ankunft im Ohr das Hören unliebsamen Lärms verursachen, aufzuheben, sondern er will sie umwandeln, so daß die ganze Arbeitskraft, die in ihnen steckt, nicht etwa aufgefangen wird, sondern nur in anderer Form, unmerklich für das menschliche Ohr ihren Weg fortsetzt. Andere Lebewesen, deren Ohren anders gebaut sind, als die des Men-

schens, werden dabei der Segnungen dieses „Lärmtöters“ nicht teilhaftig. Durch einen Vergleich aus der Optik erklärt Maxim die Wirkungsweise seines „Lärmtöters“ recht anschaulich: ein jeder weiß, daß das weiße Licht durch ein Prisma in das Spektrum zerlegt wird, das vom Rot bis zum Violett reicht. Das ist alles, was das menschliche Auge sieht. Außerhalb der Grenzen dieser beiden Farben ist aber noch unsichtbares Licht vorhanden, das ultraviolette, das zum Beispiel von der photographischen Platte noch „gesehen“ wird, und das infrarote, das durch einen wissenschaftlichen Apparat, das Bolometer, nachgewiesen werden kann. Brächte man vor dem Fenster eines Zimmers ein Prisma an, das nur ultraviolettes oder infrarotes Licht hereinließe, so wäre der Raum für menschliche Augen dunkel, während man darin mit der photographischen Platte noch Aufnahmen machen könnte. Genau so will Maxim es mit den Schallwellen machen: gäbe es einen dem Prisma entsprechenden Apparat, der nur Schallwellen hereinließe, die außerhalb des menschlichen Hörbereiches liegen, so würde durch eine solche Einrichtung alles Hörbare vollständig abgesperrt werden. Einen solchen Apparat gibt es nicht. Maxim's Erfindung soll nun in einem Umformer für Schallwellen bestehen. Der Hörbereich des menschlichen Ohres ist im Vergleiche zu den zahlreichen Schallerscheinungen nicht allzugroß, und Maxim will alle Schallwellen mit Schwingungszahlen innerhalb seiner Grenzen durch seinen „Lärmtöter“ umwandeln können. Er bedient sich dabei der Elektrizität und verrät so viel von seiner Erfindung, daß man diesen „Lärmtöter“ ein- und ausschalten kann wie eine Lampe. Genau so wie innerhalb des Scheinbereiches einer Lampe Helligkeit herrscht, so innerhalb des Bereiches des „Lärmtöters“ jede unerwünschte Schallerscheinung in eine unhörbare umgewandelt werden können.

Eine erbauliche Festrede. König Jakob II. aus dem Hause Stuart, der tiefverhaßte Bruder und Nachfolger Karl II. von England, berührte eines Tages auf einer Reise die Stadt Southwold in der Grafschaft Suffolk, und der Gemeinderat beschloß, dieses seltene Ereignis durch einen feierlichen Empfang nebst Festrede gebührend zu begehen. Die Anrede an den König hatte natürlich das Stadtoberhaupt selbst zu halten: verfaßt wurde sie aber vom Stadtschreiber, dem zugleich die Rolle des Souffleurs zufiel, in dem der Bürgermeister, der kein großes Licht und ängstlichen Gemütes war, in der kurzen Zeit bis zu des Königs Ankunft die wohlgeplungene Rede seinem Gedächtnis nicht einprägen konnte. Als der große Augenblick kam, geriet der wackere Bürgermeister beim Anblick des Herrschers in eine so heillose Verwirrung, daß er sofort den Kopf verlor. „Eure Majestät!“ war alles, was er herausbringen konnte. Sein Souffleur, der Stadtschreiber, wollte ihm Mut machen, indem er ihm zuflüsterte: „Haltet doch den Kopf aufrecht wie ein Mann!“, worauf das fassungslose Stadtoberhaupt mechanisch wiederholte: „Eure Majestät, haltet doch den Kopf aufrecht wie ein Mann!“ „Seid Ihr denn des Teufels?“ wisperte hinter ihm entsetzt der Stadtschreiber. Und „Seid Ihr denn des Teufels?“ deklamierte zitternd vor Aufregung der Bürgermeister gedankenlos nach. „Ich sage Euch Ihr werdet uns noch alle zu Grunde richten!“ flüsterte, außer sich, der verzweifelte Schreiber hinter seinem Rücken. Und richtig ertönte wieder als Echo die bebende Stimme des Stadtvaters: „Ich sage Euch, Ihr werdet uns noch alle zu Grunde richten!“ Nach diesen letzten Worten war es auch mit der Ruhe des Königs vorbei. Wortlos vor Zorn, drehte Jakob II. dem völlig vernichteten Stadtoberhaupte und dessen zerschmettert dastehenden Begleitern den Rücken,

stieg in seinen Wagen und fuhr in gestrecktem Galopp davon.

Ein Mittel ewig jung zu bleiben. „Verliebt euch, und bewahrt euch innerdar die Fähigkeit, euch stets von neuem zu verlieben, wenn ihr jung bleiben wollt!“ Das ist der praktische Rat, den ein englischer Gelehrter Dr. Josiah Oldfield in einer Vorlesung über das Geheimnis der ewigen Jugend gab, die er in der Caxton Hall in London gehalten hat. „Ich kenne nichts, was wichtiger ist als dies, um Männer und Frauen vor dem Altern zu bewahren“, meinte er. „Wenn ihr verheiratet seid, dann ist die Sache höchst einfach. Alles, was ihr zu tun habt, ist, euch immer wieder in euren Gatten oder in eure Frau zu verlieben. Wer dies Rezept anwendet, wird niemals in die üble Angewohnheit des Nörgelns und Zankens verfallen, und nichts macht älter als Zank in der Ehe.“ Dann wandte sich Dr. Oldfield an den unverheirateten Teil seiner Zuhörerschaft: „Was euch anbetrifft, ihr Junggesellen und Jungfrauen, vergeudet nicht eure Zeit! Vor allem sei keiner von euch so greisenhaft, daß er mir erzählen möchte, er sei unfähig, sich zu verlieben, oder fühle keinen Trieb dazu in sich. Eine Person, die sich niemals verliebt hat, und sich nicht wünscht, verliebt zu sein, sollte ertränkt werden. Das ist nun mal meine Ueberzeugung.“ Dieser Prophet der ewigen Jugend, der so hoffnungsfreudig den Segen der Liebe pries, machte augenscheinlich Eindruck. Eine Erregung lief durch das Publikum, und manch warmer Blick schlüpfte von Männlein zu Weiblein. „Bei etwas gutem Willen ist nichts unmöglich“, fuhr der Weltbeglucker mit erhobener Stimme fort. „Wer nicht weiß, wie man sich verliebt, der muß es probieren, bis er es lernt. Keiner ist zum Lernen zu alt, und wenn mans gelernt hat, dann ist man wieder jung.“ Ein heller Glanz lag auf den Gesichtern der Zuhörenden: der Eindruck war beträchtlich. Der Redner wandte sich dann noch zu dem schwierigsten Fall, dem der alten Jungfern. Er riet besonders ab, daß mehrere von ihnen zusammen wohnten, das sei sehr schädlich für die Jugend. Für die, die mit seinem Recepte gar nichts anzufangen wüßten, empfahl er als bestes Mittel, einen Säugling zu adoptieren und ihn des Nachts, wenn er schreit, im Zimmer auf und ab zu tragen. Das werde in den Haushalt der alten Jungfer einen Schimmer von Jugendlichkeit bringen.

St. Helena — die Suffragetteninsel der Zukunft. Das schwierige Problem von der Befreiung Englands von der Suffragettengefahr beschäftigte unlängst das Unterhaus. In launiger Weise schlug damals ein Mitglied des englischen Unterhauses vor, die Suffragetten samt und sonders nach St. Helena zu deportieren, wo sie einen Staat für sich bilden und sich gegenseitig nach Bedarf „zerfleischen“ könnten. So würde England Ruhe und die Weiber würden ihnen Willen haben. Dieser Vorschlag wird mit viel Humor aufgenommen. Zwar ward die Lösung als eine glückliche angesehen, aber ernst wollte die Sache doch keiner nehmen. Nun aber kommen die Bewohner von St. Helena selbst und verlangen nichts weniger, als daß die Suffragetten zu ihnen herübergebracht werden, wo große Kulturaufgaben, nach denen sie sich ja drängen, ihrer harren. Der „Sankt Helenas Guardian“ veröffentlicht ein großzügiges Programm, wie die Suffragetten nutzbar auf Sankt Helena gemacht werden könnten. „Warum“, so ruft er zum Schlusse aus, aus, „zögert also die britische Regierung noch, auf den Vorschlag des Unterhausmitgliedes Dawson einzugehen? Warum bringt sie uns diese fleischgewordenen Furien nicht herüber? Hier ist Platz für Hunderte von Suffragetten. Mehr als 8000 Acker Kronland warten auf die Kultivierung. Die Suffragetten können dort vorzügliche Baumwolle ziehen. Die

Kaninchen, die es dort zu Tausenden gibt, liefern ihnen Fleischnahrung genug. Und da sie dort keine Fensterscheiben zum Einwerfen und Briefkästen zum Beselmutzen finden, so ist die Gewähr gegeben, daß, wenn man sie sonst noch für sich hausein läßt, der Sinn „für Ruhe und Ordnung wieder in die Köpfe der Wahlweiber ziehen wird.“

Was ein junges Mädchen in Amerika nicht tun darf. Der Mädchenhandel hat in den Nordamerika nicht nur erschreckliche Ausdehnung gewonnen, sondern bedient sich auch so raffinierter Mittel der Verführung, daß sich die amerikanischen Frauenschutzvereine genötigt gesehen haben, in allen Bahnhöfen und Straßenbahnwagen Plakate anzubringen, die die Beobachtung folgender Regeln nachdrücklich empfehlen: „Ein junges Mädchen soll sich unter keinen Umständen dazu verstehen, auf der Straße stehen zu bleiben, um einer zu seinen Füßen anscheinend ohnmächtig gewordenen Frau beizustehen, sie soll vielmehr einen Schutzmann heranziehen, der dann das Erforderliche veranlassen wird. Ein junges Mädchen soll niemals Antwort geben, wenn sie von einem Unbekannten zum Besuch der Sonntagsschule oder einer Bibelbesprechung eingeladen wird, auch dann nicht, wenn diese Einladung von einer in Schwestertracht auftretenden Frauensperson, einer Nonne oder einem Priester, an sie gerichtet wird. Ein junges Mädchen darf niemals eine Unbekannte begleiten, selbst wenn diese das Kleid der barmherzigen Schwestern trägt. Sie soll ebensowenig Personen Glauben schenken, die ihm erzählen, daß einer ihrer nächsten Angehörigen soeben das Opfer eines Unfalles geworden ist, was ein beliebter Trike der Beute ausgehenden Werber ist. Ein junges Mädchen soll es ferner unbedingt vermeiden, Schokolade, Konfekt oder sonst etwas Eßbares anzunehmen, oder an Blumen zu riechen, die ihr von einem Unbekannten gereicht werden. Auch soll sie von herumziehenden Händlern nie Bonbons oder Parfüms kaufen, da diese Dinge narkotische Mittel enthalten können.“

Papa Wrangel und — König Nikita von Montenegro. Der Beherrscher der schwarzen Berge soll nach St. Petersburg telegraphiert haben, „daß Montenegro trotz der von Europa ergriffenen Zwangsmaßregeln nur der Gewalt weichen wird. Es bleibt Europa nur übrig, seiner Ungerechtigkeit durch einen Gewaltstreich noch den Stempel der Lächerlichkeit aufzudrücken“. Man kann es dem um den Besitz von Skutari besorgten König nicht verdenken, daß er auf die Diplomaten der Großmächte etwas erzürnt ist, aber wir hoffen, daß der rangälteste Offizier der internationalen Flotte vor Cattaro, der englische Vizeadmiral Cecil Burnay, dem Grollenden die bittere Pille mit Humor versüßen wird, indem der Kommodore sich der Worte des alten Papa Wrangel bedient, dem bei seinem Einmarsch mit den Truppen in Berlin Anno 48 die gleiche furetherliche Drohung entgegengerufen wurde: Nur der Gewalt würde man weichen! Ein Augenzeuge beschreibt den Vorgang folgendermaßen: „Der Befehl zum Einzuge der Truppen in Berlin war am 9. November ergangen. Am 10. um 10 Uhr ritt General von Wrangel von Charlottenburg nach dem Brandenburger Tor, von dort um die Stadt nach dem Kreuzberge, wo die Garde-Grenadierbrigade ihr Rendezvous hatte, und zog an deren Spitze um 2 Uhr durch das Hallesche Tor in die Stadt ein. Der Marsch ging nach dem Gendarmenmarkt, wo die Bataillone Kolonne formierten und die Gewehre zusammenstellten, an der anderen Seite des Platzes standen zwei Bataillone des Colbergschen Regiments. Die Artillerie hielt in der Mohren- und Markgrafenstraße, die Bürgerwehr stand längs der Charlottenstraße und rings

um das Schauspielhaus, wo die Nationalversammlung sich in Permanenz erklärt hatte. Der General ritt einen Teil der Front entlang und grüßte die Bürgerwehr, die den Gruß jedoch nicht erwiderte. In einigen weiter entfernt sich sammelnden Volkshaufen hörte man Pfeifen und Schmährufe. Als der General zu den Truppen in der Mohrenstraße zurückgekehrt war, stieg er ab und setzte sich auf einen Stuhl der ihm aus einem Hause gebracht worden war. Da erschien der Kommandant der Bürgerwehr, Major Rimpler, mit seinem Adjutanten und erklärte: „Die Bürgerwehr sei entschlossen, die Freiheit des Volkes, die Würde der Nationalversammlung zu schützen, und sie würde nur der Gewalt weichen.“ Ruhig und freundlich erwiderte der General: „Sagen Sie Ihrer Bürgerwehr, die Gewalt wäre nun da, man könne ihr also jetzt weichen, ich werde mit den Truppen für die Ordnung einstehen, die Nationalversammlung wird binnen fünfzehn Minuten den Sitzungssaal verlassen.“ „Noch war die bestimmte Zeit nicht abgelaufen,“ schreibt der Augenzeuge, „als die Abgeordneten paarweise die Freitreppe des Schauspielhauses herabstiegen und, von dem Zuruf der Menge begleitet, in Prozession nach der Taubenstraße zogen — wo sie verschwanden. Ebenso schnell und spurlos löste sich inzwischen auch die Bürgerwehr auf.“ Diese Episode ist nicht mit den Ereignissen am Tage der ersten Parade in Berlin unter Wrangel zu verwechseln, die fast einen Monat früher stattfand, bei der der mit dem Oberkommando in den Marken beauftragte General seine bekannte Rede im Lustgarten an die versammelten Offiziere und über deren Köpfe fort — an die dichtgedrängte Volksmenge hielt, die mit den Worten begann: „Meine Herren! Es ist heute ein sehr glücklicher Tag meines Lebens!“ Vielleicht zieht König Nikita angesichts der Gewalt gleichfalls die Konsequenzen — und weicht, dann kann er wenigstens ungestört schlafen.

Die Geschichte der „Angströhre“. Die Londoner Presse feiert in humoristischer Weise das hundertjährige Jubiläum der „Angströhre“ und bringt zahlreiche Erinnerungen an deren erstes Erscheinen in der Öffentlichkeit. Ein Korrespondent der „Pall Mall Gazette“ meint jedoch, daß die Hundertjahrfeier des Zylinders etwas verspätet vor sich geht, denn schon am 15. Januar 1797 erschien ein Hutmacher, John Hetherington, auf der Straße, und zwar in dem beliebtesten Teil der Stadt, auf dem Strand. Auf seinem Kopfe thronte ein Seidenhut. Bald war Hetherington von einer riesigen Menschenmenge umringt. Er wurde verhaftet und dem Lordmayor unter der Anklage, öffentliches Aergernis erregt zu haben. Der Polizeibeamte, der die Verhaftung vorgenommen hatte, sagte aus: „Hetherington erschien auf der Straße mit einem hohen Bauwerk auf dem Kopf, das er einen Seidenhut nannte; es glänzte und war geeignet, ängstliche Leute in Furcht zu versetzen. Bei dem ungewöhnlichen Anblick fielen verschiedene Frauen in Ohnmacht, während Kinder aufschrien, Hunde bellten und ein kleiner Junge von der Menschenmenge, die sich angesammelt hatte, umgeworfen wurde, wobei er sich einen Arm brach.“ Der Verhaftete erklärte, daß er nur das Recht eines jeden Engländers, dem jede Freiheit in der Wahl seiner Kopfbedeckung zusteht, ausgeübt habe. Trotzdem jedoch wurde er verurteilt und eine Strafe von 2000 Dollars wurde ihm für einen Wiederholungsfall angedroht. Dieses Urteil erregte seinerzeit die Entrüstung der „Times“.

Das Heim der Prinzessin Viktoria Luise. Mit Beginn des Sommerhalbjahres soll zunächst der Prinz Ernst August von Cumberland nach Rathenow übersiedeln, um seinen Frontdienst bei den Zieten-Husaren aufzunehmen. Es werden jetzt

bereits die Vorbereitungen für seine Uebersiedelung in den neuen Garnisonsort getroffen. Und in das Heim, das der Prinz zunächst allein bezieht, wird er auch die junge Prinzessin führen. Hierüber schreibt man aus Rathenow: Die Villa, die das junge Paar beziehen soll, liegt in der Nähe der Kasernements der Zieten-Husaren, in lauschiger Einsamkeit am Waldesrand, und ist wie geschaffen, jungen Paar zur Unterkunft zu dienen. Auf eine größere „Hofhaltung“ wird man allerdings verzichten müssen und ebenso auch auf Repräsentationsräume im eigentlichen Sinne. Denn rechnet man alles zusammen, so werden dem Prinzen und der Herzogin noch nicht ein volles Dutzend Zimmer zur Verfügung stehen, wenn auch angenommen werden darf, daß zur Unterkunft des kleinen Hofstaates, der Hofbeamten und Bediensteten weitere Lokaltäten gemietet werden. Aber selbst Kaiserkinder müssen sich im dienstlichen Interesse bescheiden lernen; bewohnte doch selbst das Kronprinzenpaar im Garnisonsort der ersten Husaren eine Villa, die auf eine fürstliche Unterkunft kaum Anspruch erheben kann. Und dem Kronprinzen fällt in seinem Kommando doch zum mindesten die Repräsentation eines Regimentskommandeurs zu, dem Prinzen Ernst August im stillen Rathenow nur die einer Oberleutnants. Jedenfalls werden fürstliche Gäste in Rathenow in der Cumberland-Villa nicht beherbergt werden können. Aus den zunächst getroffenen Bestimmungen geht hervor, daß nicht daran gedacht worden ist, dem jungen Fürstenpaar in Rathenow auf Jahre hinaus eine Garnison zu bieten. Der jüngste preußische Offizier bei den Zieten-Husaren soll eben in den preußischen Frontdienst eingeführt werden, wenn auch nach den Traditionen angenommen werden darf, daß er dauernd die Uniform der Zieten-Husaren tragen wird und somit auch dauernd mit diesem Regiment in einer Verbindung bleibt. Jedenfalls ist die Cumberland-Villa in Rathenow zunächst bestens geeignet, dem jungen fürstlichen Paar ein Heim zu bieten, und in Rathenow wird man es mit Freuden begrüßen, wenn die Hausstandarte der Cumberlander oder der Herzoge von Braunschweig zum ersten Male auf der Villa erscheinen wird.

Auch eine deutsche Inschrift. In der Kirche zu Höflitz bei Bensen im nördlichen Böhmen ist, wie die „Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereines“ mitteilt, bei einem Umbau im Sommer 1909 eine Inschrift beseitigt worden, die durch eine gewiß seltene Häufung von Fremdwörtern merkwürdig war. Sie lautete: „Anno 1234 ist dieses Gotteshaus erigiert, 1588 das erste Mal renovirt, 1715 den 12. Feber nachts durch den Sturmwind ruiniert, 1716 mit großen Kosten wieder restaurirt, 1716 bis 1718 der Turm von Grund auf modifiziert, 1723 die obere Mauer demolirt und dann in diesem Stande perfectioniert, 1760 und 1801 der Turm reparirt worden.“ Nachdem diese Inschrift nun nicht mehr existiert, sind die Freunde eines purifizierten Deutsch gewiß nicht mehr ärgert.

Schmuck als Verbrecherwerkzeug. Man muß es der Verbrecherzunft nachsagen: erfinderisch ist sie, wenn es gilt, neue Schliche und Kniffe in ihren unheimlichen Dienst zu stellen. In der Öffentlichkeit ist es wohl nicht allgemein bekannt, bis zu welchem Maße Schmuckgegenstände von Verbrechern der verschiedensten Art als Handwerkzeug benutzt werden. Die Tatsache, daß der Diamant den Einbrechern wegen seiner Härte in vielen Fällen zweckdienlich erscheint, hat nichts Ueberraschendes an sich. Nicht so einleuchtend auf den ersten Blick ist es, daß Uhrketten als Handhabe für das lichtscheue Gesindel neuerdings, besonders in Paris und London, eine nicht unwesent-

liche Rolle spielen, indem sie neben den mit Blei gefüllten Gummiknütteln als Schlagwaffen benutzt werden. Man hängt an sie große, oft mit spitzen Zacken verzierte Kugeln, so daß ein solcher Schmuck in der Hand eines Verbrechers eine sehr gefährliche Waffe werden kann. Im kriminalwissenschaftlichen Museum zu Paris ist eine ganze Reihe solcher Verbrecherketten ausgestellt. Hier sieht man auch kunstvoll gearbeitete Armbänder, die als leicht schließende Handschellen zur Fesselung von Opfern wie geschaffen sind. In Agraffen, Broschen, Uhranhängseln verbirgt man 10 bis 15 Zentimeter lange, haarscharf geschliffene Stilets, die sich wiederholt in der Hand geschickter Verbrecher als tödlich wirkende Waffen erwiesen haben.

Das arme Gericht! „Das Gericht wolle erkennen, der Beklagte sei schuldig, mir für die von mir für ihn an die in dem von ihm zur Bearbeitung übernommenen Steinbruchs beschäftigt gewesenen Arbeiter vorgeschossenen Arbeitslöhne Ersatz zu leisten.“ So lautet das Klagebegehren eines deutschen Rechtsanwaltes aus jüngster Zeit. Das arme Gericht, das aus diesem Fürdievonmirfürihnandiein-demvonihmkaunderwelsch klug werden muß. Am wichtigsten wäre es, wenn es dem Rechtsanwalt darauf schriebe, er sei es der Würde der deutschen Sprache und der Würde des Gerichts schuldig, sich für die von ihm an dem für ihn zur Anbringung von Klagebegehren zuständigen Gerichte anzubringenden Klagebegehren der Dienste eines des Deutschen nicht unkundigen jungen Mannes zu bedienen, der ihm für das für die von ihm für ihn für seine Kunden in Anwendung zu bringenden Schriftsätze erforderliche verständliche Deutsch mit im besten Sinne wohlgemeinten Rate an die Hand zu gehen die Fähigkeit und Möglichkeit hätte. Denn es bleibt dabei: Wurst, wieder Wurst! Und wer mir in unverständlichem Deutsch schreibt, der verdient, daß ich ihm mit Gleichem diene. (Sprachecke des Allg. D. Sprachvereins.)

Ein Gasthaus für ausgediente Offiziere. Eines der sonderbarsten Gasthäuser der Welt, das „Gasthaus für ausgediente Offiziere des englischen Heeres in Indien“ befindet sich an der Südküste Englands. Es ist in allen seinen Einrichtungen geradezu auf indische Verhältnisse zugeschnitten. Vom Keller bis zum obersten Dachgeschoß ist es mit Wärmeröhren, die mit heißem Wasser gefüllt sind, durchzogen. Außerdem stehen in allen Geschossen und in allen Zimmern Oefen, die nicht allein im Winter, sondern auch im Sommer geheizt werden. Es herrscht beständig eine tropische Wärme in diesem Hause, und die Speisen, die man hier vorgesetzt bekommt, sind sämtlich mit Curry und scharfen Gewürzen pikant gemacht. Dieses Gasthaus dient nur den pensionierten Militär- und Zivilbeamten Englands, die viele Jahre in Ostindien zugebracht haben und sich nur sehr schwer wieder an das feucht-neblige Klima ihrer Heimat zurückgewöhnen können, zum Aufenthalt und ist beständig vollbesetzt.

Der Roman einer 84jährigen. Sie heißt Frau Rosalia Gadj, ist zweimal verwitwet und hat kein Vermögen von 67500 Kronen. Kürzlich war in Mako, Ungarn, Hundesperre und die Wachmänner hatten strengen Auftrag, jeden sich auf der Straße umhertreibenden Hund niederzuschießen. Frau Gadj hatte sechs Hunde, welche sie mit aller Liebe pflegte. Als dann trotz der Hundesperre immer noch Fälle von Hundswut in Mako vorkamen, wurden die Wachmänner beauftragt, in die Häuser zu gehen und die Hunde zu erschießen. Und der 28jährige Wachmann Emmerich Degi, ein strammer, hübscher Bursche, kam in das Haus der Gadj, fand hier sechs Hun-

de vor, wollte die Hunde erschießen, aber die Witwe Gadj bat so inständig, daß der Wachmann mit der Witwe Mitleid empfand und die Hunde trotz des strengen Befehls leben ließ. Von da an kam der Wachmann täglich ins Haus der 84jährigen Witwe — und als sie um seine Hand anhielt, da sagte er ja! — Und so wurden sie in aller Form getraut.

Wie Wilson einmal inkonsequent wurde. Mit einer für amerikanische Verhältnisse beispiellos scharfen Absage an alle nach Washington geeilten Aemterjäger trat Woodrow Wilson die Präsidentschaft an. Die Politik, die er als Gouverneur New-Jerseys, zum Staunen aller amerikanischen Parteimänner, wirklich durchführte, soll nach Washington verpflanzt werden: die Staatskrippe hat fortan weder Belohnungen noch Aemter für Männer, die ihre Ansprüche von den politischen Machthabern geleisteten Diensten herleiten. Einmal hat Wilson doch sein eigenes Prinzip durchbrochen. Das war vor zwei Jahren, als New-Jerseys Gouverneur jene fortschrittliche Gesetzgebung durchsetzte, die heute für die Staaten der Union Vorbild ist. Damals suchte ein Abgeordneter den Herrn Gouverneur auf. Allan B. Walsh war von Beruf Mechaniker in Diensten einer großen Gesellschaft. Diese erließ den Anspruch, im Parlament zu Trenton über die Stimme ihres Mechanikers zu verfügen; Walsh sollte wider seine Ueberzeugung gegen Wilsons Politik stimmen. Sorgenvoll erzählte er dem Gouverneur von seiner schwierigen Lage. Ich möchte Ihnen hierin keinen Rat geben,“ antwortete Wilson. „Ich bin nicht der Mann, Ihnen zu empfehlen, den Lebensunterhalt Ihrer Familie zu gefährden. Was immer Sie auch tun, ich werde Ihnen keinen Vorwurf daraus machen.“ Aber die Haltung des Gouverneurs scheint Walsh, der weder Anlage zum Held noch zum Märtyrer hatte, doch beeinflußt zu haben. Er stimmte nach seiner eigenen Ueberzeugung — und wurde sofort entlassen, und nun litt seine Familie bittere Not. Wilson geriet in eine höchste unprofessorable Empörung; an jenem Tage herrschte im Gouvernementhaus von Trenton eine recht stürmische Atmosphäre. „Etwas muß für Walsh getan werden,“ rief Wilson damals zornig, „wir können das nicht ruhig mit ansehen.“ Man erinnerte den Herrn Gouverneur an sein Versprechen, nie zu belohnen oder zu bestrafen. Da fuhr Wilson zornig auf und rief mit dröhnender Stimme: „Einerlei was ich auch sagte, dies ist der rechte Anlaß, inkonsequent zu sein! Wir werden für Walsh eine Anstellung finden.“ Und Walsh erhielt eine kleine Anstellung bei der Steuerbehörde.

Eine schöne Kredit schwindlerin. Aus Budapest wird berichtet: Die Wiener Staatsanwaltschaft hat gegen die gesehiedene Frau des Budapesters Arztes Dr. Th. M., geb. Ida Reinitz, infolge der Anzeige mehrerer Kaufleute wegen Kredit schwindelei ein Steckbrief erlassen. Die schöne rothaarige Frau wußte mit ihrer stets auffälligen Toilette und ihren noblen Passionen in Budapest stets von sich reden zu machen. Dr. M. heiratete Ida Reinitz, die Tochter eines Szabadkaer Schuhfabrikanten, vor achtzehn Jahren. Nach achtjähriger Ehe brannte sie mit einem Franzosen durch, nicht ohne aus dem Besitz ihres Mannes 60 Stück Strassenbalmaktien, viel Schmuck, Silber, ja selbst viele Perserteppiche mit auf den Weg zu nehmen. Nach einem halben Jahre war die auch noch heute schöne, damals etwa dreißig Jahre zählende Frau auch des Franzosen überdrüssig geworden und verlegte ihr Domizil nach Wien, wo sie mit einem bekannten reichen Bierfabrikanten ein Verhältnis anknüpfte, welches nach kurzer Zeit damit endete, daß sie gegen ihren Verehrer eine Strafanzeige wegen Biga-

mie erstattete. Sie behauptete nämlich, daß der verheiratete Fabrikant mit ihr in Venedig eine neue Ehe eingegangen sei. Die Untersuchung ergab jedoch, daß die Eheschließung nur eine Komödie gewesen war. Nun wandte sich Ida Reinitz nach Berlin, wo sie zum Theater in Beziehungen trat, indem sie einem notleidenden Direktor mit einem Darlehen aushalf. Sie trat als Schauspielerin auf, doch winkten ihr auf diesem Gebiete keine Lorbeeren, weshalb sie das Metier wohl aufgab, sich aber auch in der Folge als Schauspielerin ausgab. Nachdem ihr Gatte inzwischen einen Scheidungsprozeß erfolgreich durchgeführt hatte, kehrte Ida Reinitz wieder nach Wien zurück, wo sie in der Neubaugasse eine prächtige Wohnung für sich einrichtete. Einen Teil der Wohnung überließ sie einem Abenteurer, der sie später um ihr ganzes Vermögen betrog, so daß sie, um ihre luxuriöse Lebensweise bestreiten zu können, immer mehr auf Abwege geriet. Im Herbst vorigen Jahres kam Ida Reinitz nach London, wo sie mit einem Fußballfabrikanten ein Verhältnis anknüpfte. Seither hielt sie sich unter falschen Namen in Ungarn und in Wien auf. Hier glaubt man, daß Ida Reinitz sich derzeit wieder in London aufhält.

Die ersten Telegramme. Wann erhielten zum ersten Male Zeitungen Drahtnachrichten? Ein Ingenieur im englischen Postdienste, Kempe mit Namen, der noch mit Wheatstone zusammengearbeitet hat und vielleicht der älteste Ingenieur im englischen Postdienste überhaupt ist, hat darüber jüngst in einem Vortrage in London Mitteilung aus seinen persönlichen Erinnerungen gemacht. Auf dem Festlande hatte man schon 1809 Versuche mit dem elektrischen Telegraphen (Sömmering) gemacht, und 1833 hatten Gauß und Weber in Göttingen einen elektrischen Telegraphen eingerichtet. Den Engländern aber blieb es vorbehalten, die Erfindung zunächst praktisch auszuarbeiten. Im Juli 1837 wurde in England zum ersten Male telegraphiert. Der Draht war, wie Kempe erzählt, in London zwischen Euston und Camden Town ausgespannt. Er war in Eichenholz eingebettet und das Telegraphieren ging gut vonstatten, so lange es trocken war; sobald aber Feuchtigkeit mit der Telegraphenlinie in Berührung kam, war es natürlich mit der Isolierung und damit auch mit dem Telegraphieren zu Ende. Fast sieben Jahre sollte es jedoch noch dauern, bis man praktisch telegraphierte. Im Jahre 1844 (am 15. April) wurde die Ankunft des Prinzen Albert in Paddington telegraphisch nach Slough gemeldet, und von da wurde die Botschaft durch einen reitenden Boten nach Windsor weitergegeben. Die gleiche Telegraphenlinie machte am Neujahrstage des folgenden Jahres die Verhaftung eines Mörders möglich, und am 8. Mai 1845 erschien die erste telegraphische Depesche in einer Zeitung. Diese Zeitung, die sich rühmen kann, das erste Telegramm gedruckt zu haben, ist nach Kempes Angaben der „Morning Chronicle“. Das Telegramm behandelte eine Eisenbahnangelegenheit. Noch im gleichen Jahre wurde eine Parlamentsrede der Königin telegraphisch nach Portsmouth gemeldet und in der folgenden Zeit mehrte sich die Anzahl der Telegramme allmählich.

Mein Schicksal.

Vor kurzem hörte ich im Verlaufe einer Unterhaltung einen Stoßseufzer, der mir aus dem Munde gerade der Persönlichkeit, die ihn von sich gab, besonders auffiel. „Es ist nun einmal mein Schicksal, ein armer Teufel zu bleiben!“ lautete der Ausruf.

Schicksal? fragte ich mich. Glauben wir an Schicksal? Gibt es noch etwas derartiges? Vor langen Jahr-

hundertern zwangen die Einrichtungen den Menschen ein Schicksal auf. Da gab es geborene Sklaven, da gab es fest und unerschütterlich geschaffene Stände. Heute aber liegt — wenigstens in den Ländern europäischer Kultur — das Schicksal in der Hand jedes einzelnen. Man schafft sich das Schicksal durch die Art, in der man etwas mit sich macht, soviel man auch von Umgebung und Verhältnissen abhängig sein mag. Die Fehler, die wir begehen, sind ebenso unser Schicksal wie unsere Taten, die uns fördern. Wer seinen Verstand nicht gebraucht und seine Kräfte ruhen läßt, fornt sein Schicksal genau so wie derjenige, der alle in Körper und Seele vorhandenen Mittel aufwendet, um sich vorwärtszubringen. Schicksal sind wir selbst — die Götter und Göttinnen, die es einst über die Menschen verhängten, sind längst dahin.

Suchen und Warten

Das sind die wahren Prüfsteine unserer Geduld, wenn wir etwas suchen oder, stillsitzend, auf etwas warten müssen. Wie oft geschieht es, daß man in der Eile des Moments einen Schlüssel verlegt, einen wichtigen Brief, ein Dokument — und dann heißt es — suchen! Nur die wenigsten Menschen bleiben nach einer halben Stunde des Suchens noch ruhig und beherrscht, den meisten reißt die Geduld schon nach wenigen Minuten, und dann beginnt ein sinnloses Durcheinanderwerfen von Gegenständen, ein Aufziehen und Zuklappen von Schubladen, ein Auf- und Zumachen von Türen. Schlimmer wird es noch, wenn eine gute Seele beim Suchen mithelfen will und ebenfalls anfängt, in den Sachen zu kramen und zu stöbern. Die Unordnung und die Konfusion werden dadurch erst recht groß. Und wie oft kommt es vor, daß, nachdem man die ganze Wohnung nach dem Vermißten Kellerschlüssel z. B. abgesucht hat, das tückische Objekt sich endlich findet — im Schlüsselloch der Kellertür!

Wäre es nicht vernünftiger, anstatt blindlings darauflos zu suchen, sich zuerst zu besinnen, von wem und wann der gesuchte Gegenstand gebraucht wurde, um dadurch auf eine Spur zu kommen? Als allgemeine Regel dürfte wohl gelten: Laß dir nie von fremden Leuten beim Suchen helfen! Der Fremde ist mit deiner Hausordnung nicht vertraut, durch seine „Hilfe“ wird deine eigene Nervosität nur gesteigert und die Verwirrung größer. Beim Suchen heißt es: systematisch ans Werk gehen, sich mit Geduld wappnen und vor allem den Kopf nicht verlieren, denn ein klarer Kopf ist stets unser bester Gehilfe — auch beim Suchen.

Wer mit Suchen leicht fertig wird, dem fällt auch das Warten nicht schwer. Gegen die dumpfe Qual des Wartens gibt es nur ein Mittel: Arbeit. Wenn man so intensiv arbeitet, daß alle Gedanken sich auf einen Punkt konzentrieren, so fliegt die Wartezeit unmerklich dahin. Das gilt für das Warten im großen wie im kleinen. Ob man gezwungen ist, angelangt auf einen wichtigen, entscheidenden Brief zu warten, oder ob man stundenlang im Wartezimmer des Zahnarztes zubringen muß; das Rezept ist dasselbe: Beschäftigung. Manchmal ist man gezwungen, eine halbe Stunde lang und mehr auf jemand zu warten, ohne daß man auch nur eine Zeitung oder ein Buch zur Hand hat. Ist man nun gewohnt, seine Gedanken zu sammeln, so ist eine halbe Stunde Alleinseins keineswegs lästig; im Gegenteil, vielfach empfindet man sie sogar als Erholung.

Feuilleton.

Die schöne Blonde.

Kriminalgeschichte von Hans Hyan.

Seit Tagen lag über der Stadt die Schwüle des Gewitters. Am Tage war der Himmel wie ein ungeheures Brennglas voll bläulich weißer Hitze. Und der Abend floß wie giftig brennender Schwefel und violette Lavaströme in der Schwärze des Horizonts zusammen. Der Asphalt der Straßen wurde weich bei der abnormen Temperatur und ließ die Radspuren der Gefährte erkennen. Selbst in der Nacht glühte dies Labyrinth von Stein und Eisen und spie die aufgesogenen Gluten aus, die die neue Sonne doppelt über die grauen Schieferdächer hingieß . . . Der Morgen kam ohne Frische, und das Leben wachte mutlos auf. Die Straßendämme, diese Stiefkinder des unfruchtbaren Pflasters, ließen ihre bestaubten Blätter hängen, und zwischen ihnen rollten die pferdelosen Sprengwagenungetüme auf den breiten Straßen dahin, die ihr Wasser verspritzten, das schon in der heißen, atembeklemmenden Luft verdunstete.

Frau Henriette von Lehnemark hätte ihre Villa in der Margaretensstraße heute sicher nicht verlassen, wäre ihr durch den Geburtstag einer Freundin deren Besuch nicht zu einer unabwendigen Pflicht geworden . . . Die alte Dame trat eben aus dem Hause, im Süden der Stadt, und dachte, ein Auto sollte sie schnell aus dieser Glut heimbringen. Aber nicht einmal eine Pferdedroschke war hier zu haben . . . So stieg Frau von Lehnemark recht matt in die elektrische Straßenbahn.

Gleich nach ihr betrat ein hellgekleidetes, auffallend schönes, junges Mädchen die Elektrische und setzte sich dicht neben Frau v. Lehnemark, die in ihrem apartgemachten Kleide aus brauner Rohseide mit dem gleichfarbigen Kapotthütchen distinguiert aussah . . .

Für einen Moment blickten beide Damen auf den Herrn, der dem Mädchen auf dem Fuße gefolgt war und sich jetzt ihnen gegenüber niederließ . . . Im Gesicht des schönen, hochblonden Mädchens war jene kühle, etwas gereizte Abwehr, durch die anständige Frauen es bewußt und vielleicht auch ganz instinktiv bemerklich machen, daß ihnen die Bewunderung eines Mannes aufdringlich erscheint und lästig fällt . . .

Frau Henriette von Lehnemark, der dies stumme Spiel nicht entging und die mit ihrer ganzen Sympathie sofort auf seiten des schönen Mädchens stand, führte absichtlich ihr goldenes Lognon an die Augen und blickte auf den vielleicht in den Dreißigern stehenden Herrn, der seine Taktlosigkeit so weit trieb, diese stumme Zurechtweisung der alten Dame mit einem höhnischen Lächeln zu quittieren, und der nach wie vor mit seinen halbgeschlossenen, dreisten, schwarzen Augen die junge Schönheit fixierte.

Dieser Mensch war selber gar nicht häßlich. Sein schwarzer wohlgepflegter Schnurrbart, die brennende Glut des Blicks unter langen Wimpern und der harte, und doch nicht unedle Schnitt des brünetten Kopfes konnten ihn einer Frau wohl interessant und sogar anziehend erscheinen lassen. Aber wenn man ihn länger ansah, störte der Mund mit seinem zynisch überheblichen Lächeln und der kalte, ja grausame Zug um die an sich so leidenschaftlichen Augen . . . Er schien gar keine Furcht zu empfinden, daß man ihn etwa zur Rede stellen könnte, seines unehöhen Benehmens wegen. Er mochte wohl auch dem jungen Mädchen schon längere Zeit gefolgt und dieses nur, um seine unerwünschte Begleitung los

zu werden, auf die elektrische Bahn gestiegen sein . . .

Frau Lehnemark tupfte sich empört mit ihrem Spitzentuch die Stirn und sah dann ihre Nachbarin mit einem ermutigenden Lächeln an, als wollte sie sagen: „Fürchte dich nicht, mein Kind; solange du in meiner Gegenwart bist, kann dir nichts Böses gescheh'n“ . . . Und wie das freundliche und trotz ihrer seehzig Jahre noch so lebensfrische Gesicht der alten Dame und die junge Schönheit aneinander anblickten, da war es, als schwände die Angst aus den hellen Zügen der Blondes und als vertraue sie sich in beredtem Schweigen ganz dem Schutz der älteren Geschlechtsgenossin an . . .

Und wie jetzt Frau von Lehnemark den feuchten Glanz einer heimlichen Träne im großen, tiefblauen Auge der jüngeren sah — da war die Seele dieser alten Frau, die trotz aller Geselligkeit allein und innerlich einsam lebte, gefangen. Und der Wunsch, das beinahe schmerzliche Verlangen stieg in ihr auf, so ein schönes, liebreizendes Bild zu jeder Stunde um sich zu haben; auf diese runden, jugendkräftigen Schultern ein wenig von der Last des Lebens, das ihr selbst schon schwer ward, abzuwälzen und so, allmählich vielleicht, im Alter noch die junge Tochter zu gewinnen, die sie sich so oft vergeblich gewünscht hatte . . . Daß dieses Begehren sich erfüllen könnte, daran dachte Frau Hetty wohl kaum. Nach der ganzen Erscheinung der schönen Blondes, die mit geschmackvoller Sauberkeit, dabei aber außerordentlich einfach angezogen war, konnte die alte Dame nur annehmen, daß ein junges Mädchen aus einem guten, wohlbestellten Bürgerhause neben ihr sitze.

Da schob der übrigens sehr elegant gekleidete Herr ihr gegenüber, zweifellos ganz absichtlich, den schmalen Lackstiefel vor und berührte den Fuß der jungen Dame, die mit einem Laut des Erschreckens und mit einer krampfhaft hastigen Bewegung ihre Füße bis ganz an die Bank des Wagens zurückzog . . .

Frau von Lehnemark wollte, bebend vor Entrüstung, eben für ihre Nachbarin eintreten, als sie eine leise Berührung am Arme spürte. Sur Seite blickend, das Wort der schärfsten Rüge schon auf den Lippen, sah sie das Fräulein mit dem Kopf, auf dem sich der helle Florentiner verschob, gegen die Glasscheibe fallen und in einer tiefen Ohnmacht zurücksinken.

Frau von Lehnemark umschlang und hielt die Besinnungslose. Die übrigen Fahrgäste, von der Dumpfhaltigkeit und Lethargie dieses glühenden Tages in Bann gehalten, erhoben sich beim Anblick der Ohnmächtigen erschreckt und mitleidig von ihren Sitzen. Eine Dame bot ihr Riechsalz, und damit gelang es, die Lebensgeister des jungen Mädchens wieder zu erwecken . . .

Der Urheber des peinlichen Vorfalles, dem dieser Ausgang seiner Unarten doch wohl etwas überraschend gekommen war, wollte sich, wie es schien, aus dem Staube machen. Wenigstens verließ er mit einigen unverständlich gemurmelten Worten, den Zylinder leicht vom Kopf hebend, den Wagen — allerdings nur, um draußen von der Plattform aus den Hergang der Szene weiter zu beobachten . . .

Frau von Lehnemark sah ihm wohl mit einer flammenden Verachtung nach; aber sie war zu sehr Dame, um noch ein Wort an einen derartigen Menschen zu verschwenden. Ihre ganze Teilnahme wandte sich diesem bemitleidenswerten Wesen zu, das eben die Augen aufschlug und in denen die schlimme Nervenspannung sich jetzt in Weinen löste . . .

„Grämen Sie sich doch nicht mehr“, tröstete die Aeltere, „oder fürchten Sie sich, jetzt allein nach

Hause zu gehen? Dann will ich Sie gern zu Ihren Eltern begleiten!

„Ich habe ja niemand hier, ich bin fremd . . . das ist ja gerade das Schreckliche! . . . ich hätte das nie geglaubt . . . man tut doch keinem Menschen etwas . . . und“ . . . sie schluchzte noch heftiger, die schöne Blonde, und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, deren rosige Finger aus den hellen Handschuhen hervorlugten.

Alle Passagiere, auch die den Hergang nicht beobachtet und sich erst nachträglich erkundigt hatten, blickten jetzt voller Unwillen nach draußen; ein Herr erhob sich; seiner entschlossenen Bewegung merkte man die Absicht an, den Zudringlichen, der noch immer auf der Plattform stand, zur Rede zu stellen. In diesem Augenblick aber sah man den Menschen durch die offene Wagentür nochmals hereinschauen und dann eiligst von dem in voller Fahrt befindlichen Wagen abspringen.

Gleich darauf hielt die Bahn und, einer raschen Eingebung folgend, sagte Frau von Lehnemark zu der Blonden, die ihre Tränen trocknete:

„Ich steige hier aus, liebes Kind . . . wenn Sie es nicht gar zu eilig haben, so begleiten Sie mich ein bißchen und erholen sich bei mir, in meinem Hause von Ihrem Schrecken!“

„Ich, ich“ . . . sagte die Kleine, sichtlich überrascht von diesem gutmütigen Anerbieten, „ich . . . ich weiß ja nicht . . . ob die gnädige Frau“ . . . ihre Tränen flossen von neuem, sie schien ganz fassungslos.

„Kommen Sie nur! Kommen Sie!“ Frau von Lehnemark strich sanft über die leichte Seide, die die zarte Haut der Schulter des jungen Geschöpfes hindurchschimmern ließ. Und da die Bahn inzwischen wieder weiterfuhr und sie so noch auf ihrem Platz bleiben mußte, redete sie leise zu der Blonden, die mit einem kindlichen Aufblick ihrer unter hohen, edel geschwungenen Bogen strahlenden Augen dieser liebevollen Sprache wie einer süßen Musik lauschte.

Frau von Lehnemark war jetzt selbst ein wenig befangen. Die gerührte, fast begeisterte Zustimmung auf den Gesichtern der Damen um sie her, die sich auch in Worten äußerte, war ihr nicht angenehm; ja sie schien ihr fast wie eine Herabminderung ihrer guten, so gar nicht nach Beifall haschenden Absichten! Und dann dachte die alte Dame an ihren Sohn, was der wohl zu dem ganzen Vorgang gesagt haben würde. Sie kannte seine Abneigung gegen jedes öffentliche Aufsehen; und obwohl er fern von ihr war, sah sie doch sein schmales Gesicht mit dem langen, schwarzen Vollbart sardonisch lächeln. Das machte sie unsicher, und sie war recht froh, daß der Wagen nun von neuem stillstand, den sie, ohne rechts oder links zu schauen, mit ihrem Schützling verließ. Draußen auf der Straße hatte sie das Glück, sofort ein Automobil zu treffen, dessen Lenker, vom Kondukteur der Elektrischen aufmerksam gemacht, anhielt.

Aufatmend lehnte sich die alte Dame in die Kissen des Gefährts, das sie und ihre Begleiterin rasch davonführte. Und nun schien auch das blonde Mädchen seinen Mut, seine Sicherheit wieder zu gewinnen.

„Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, gnädige Frau“, sie atmete tief, ihr hübscher Busen hob sich, wie von schwerer Angst befreit, „ich war schon ganz verzweifelt . . . ich wußte ja gar nicht mehr, was ich anfangen sollte, seit einer ganzen Stunde hat mich dieser . . . dieser Mensch schon verfolgt“ . . . Und ehe Frau von Lehnemark ein beruhigendes Wort sagen konnte, fuhr die schöne Blonde rasch, wie aus gepreßtem, schon fast verzagtem Herzen heraus fort:

„Und dazu das Unglück . . . das Unglück mit der Stellung!“

„Was denn? . . . Erzählen Sie mir doch bitte . . . oder werden Sie erst einmal ganz ruhig und denken Sie, daß jetzt, wo ich Sie in meine Obhut genommen habe, daß Ihnen da nichts Unangenehmes mehr passieren kann!“

Um die süßen Lippen zuckte es wieder verräterisch, und die Blonde gab sich, das sah man, die größte Mühe, nicht mehr zu weinen. Aber ihre melodische Stimme klang doch verschleiert und tiefbedrückt, wie sie der alten Dame jetzt mitteilte: sie sei nach Paris engagiert gewesen, als Gesellschafterin, habe aber ihre Stellung dort schon besetzt gefunden und trotzdem nicht die geringste Entschädigung dafür, daß sie dort hingereist wäre, bekommen. Nun sei sie nach Berlin gefahren, denn . . . ihre Mutter, die in Großborstel bei Hamburg lebte . . . die Verhältnisse seien zu Hause nicht so . . . da versagte ihr schon wieder die Stimme und die Worte verloren sieh in erneueter Schluchzen.

Frau Henriette von Lehnemark aber war bei all ihrem Mitgefühl in innersten Herzen doch sehr glücklich. Da sandte ihr der Himmel ja das, wonach sie so lange schon und stets so vergeblich suchte! Einen schönen, lebenswürdigen und gewiß auch klugen Menschen, ein Weib, fast Kind noch, und doch Welch eine angenehme Gefährtin! Oh, sie würde es schon verstehen, diesen Schatz festzuhalten und ihr Leben damit zu schmücken! . . .

* * *

„Nein, das ist zu lieb von dir, daß du gekommen bist, Eberhard, jetzt noch vor meiner Abreise! Ich hatte gar nicht mehr damit gerechnet! Du weißt doch, in deinem letzten Briefe schriebst du ausdrücklich“ . . .

„Ja, Mutter, ja!“ unterbrach der hochgewachsene Mann, dessen schwarze Kleidung seine Schlankheit noch mehr hervortreten ließ, die alte Frau mit einem Lächeln. „Es ist ja auch nur ein großer Zufall, daß ich noch vor den Ferien, das heißt, vor meinen Ferien, daß ich da noch bei dir sein kann!“

Herr von Lehnemark, der mit seinen hervorragenden Fähigkeiten eine ungewöhnliche Karriere gemacht hatte, war mit vierzig Jahren bereits ordentlicher Professor an der Universität in Kiel und hatte, als Psychiater und Gerichtssachverständiger, den Titel eines Geheimen Medizinalrates. Vielleicht war es dieses schnelle Emporsteigen, das seiner in der Tat vorhandenen geistigen Ueberlegenheit auch den äußeren Anstrich gab: eine gewisse Ironie in der Beurteilung der andern, vor der sich auch die eigene Mutter, diese herzenswarme, dem Leben ganz einfach gegenüberstehende Frau nicht sicher fühlte.

So sah sie ihm in das von dunklen, ein wenig schwermütigen Augen belebte Gesicht, dessen langen, glänzendschwarzen Vollbart er gern spitz zusammendrehte. Heute schien es ihr, als verberge sich etwas in diesem ernsten, schon von mancher Lebensfurchen durchzogenen Gesicht, etwas, das sie nicht wissen sollte. Sie fragte danach; aber der Sohn lachte sein stilles, nur die schmalen Nasflügel ein wenig blühendes Lachen und schüttelte den Kopf.

„Wann reist du denn, liebe Mutter? Ist der Tag schon festgesetzt, ja?“

Die alte Dame, die trotz ihrer weißen Haare, die sie in hübschen Puffen an den Schläfen aufgesteckt trug, in ihrem Wesen jugendlicher schien, als der Sohn, nahm in ihrer lebhaften und doch auch wieder so mütterzärtlichen Art seine Hand, streichelte die mageren Finger, die nicht den kleinsten Goldreif trugen, und sagte:

„Ja, Eberhard, gottlob! . . . Jetzt kann ich fort!“

Jetzt habe ich endlich jemand, der es mir möglich macht, zu reisen!“

„Du meinst doch das Fräulein, die Gesellschafterin, die du in deinen Briefen allerdings erwähnt hast.“

Die sonst so klare Stirn der alten Dame verdüsterte sich. Vor der kühlen, skeptischen Art ihres Sohnes schwand nicht etwa die Begeisterung für die, von der die Rede war; nur die Hoffnung, auch in ihm, ihrem Sohn, gleich einen ebenso rückhaltlosen Bewunderer ihrer Erna zu finden, sank etwas.

So wurden auch Frau von Lehnemarks Mienen gleich wieder gut und fröhlich:

„Du mußt sie erst sehen und kennen, lernen, lieber Eberhard. Sieh mal, ich brauche jemand . . . ich fange an, alt zu werden . . . Du lachst! Nu' sage mal, hat man etwa mit sechzig Jahren noch kein Recht, vom Alter zu sprechen? Nein, ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß ich sie gefunden habe, meine Erna!“

„Fräulein von Lauchenfels?“

„Ja, Erna! Ich nenne sie so, weil sie wirklich wie ein Kind, wie eine liebe Tochter für mich ist.“ . . .

Die alte Dame, die auch heute ihre Lieblingsfarbe, ein Kleid aus glänzendem, tiefbraunem Seidenstoff trug, legte die kleine, noch so zarte und mit edlen Steinen geschmückte Hand auf das Spitzenfichu, das den Busen bedeckte, und sah bewegt vor sich nieder. Sie stand gewiß sehr unter der Macht ihrer Stimmungen und Eindrücke.

„Mein Lebelang habe ich mir ja eine Tochter gewünscht und jede Mutter, ich weiß nicht wie sehr, beneidet, die ein kleines Mädchen an ihrer Hand hatte . . . weißt du, so auf der Straße, wenn ich sie mit den kleinen, süßen, geputzten Dingerchen vorbeigehen sah . . . und nun, als alte Frau, wo ich längst jede Hoffnung aufgegeben habe, nun schickt mir der Himmel so ein liebes, geliebtes Geschöpf! Ach, Eberhard, du glaubst nicht! Nun, du wirst sie bald sehn! . . . Ich erwarte sie nämlich jede Minute, sie ist nur zu Herzog und nach der Bank.“ . . .

Frau von Lehnemark hatte ihre kleine, mit Perlen besetzte Uhr aus dem Gürtel gezogen, und während sie deren Zeit mit der Stunde verglich, die die auf dem Kaminsims tickende Sevres-Uhr zeigte, beobachtete der Professor seine Mutter mit heimlichem Interesse. Er ließ auch eine ganze Weile vergehn, ehe er sagte:

„Du schriebst mir, du hast die junge Dame auf merkwürdige Weise kennen gelernt, Mutter?“

Rasch den feinen Kopf mit den etwas unruhigen Augen emporhebend, sagte sie:

„Ja . . . das befremdet dich doch nicht? Du bist natürlich immer noch der alte. Dein Vater war genau ebenso, von dem hast du das nur . . . dieses Mißtrauen!“

Er blieb ganz ruhig; er lächelte sogar.

„Ich könnte dir erwidern, Mutter, daß du dich auch nicht geändert hast in deinem guten Herzen und in der Art, wie du die Menschen trotz mancher Enttäuschungen gleich in die Arme schließest.“

Frau von Lehnemark wollte einen Einwurf machen, aber sie hielt das Wort auf den Lippen und ließ den Professor weitersprechen:

„Ich sage ja auch vorläufig gar nichts gegen diese, deine neueste Akquisition . . . im Gegenteil, ich bin froh, liebe Mutter, wenn du jemand gefunden hast, der dir gefällt.“

„Oh, gefällt, Eberhard, gefällt ist da wirklich nicht der rechte Ausdruck! Es kommt noch etwas ganz Besonderes hinzu; wie ich Erna zuerst sah, da hatte ich sofort das Gefühl: „In das liebe Gesicht hast du schon irgendwo mal geseh'n!“ Und natürlich glaubte ich zuerst an irgendeine Aehnlichkeit . . . mit einer Verwandten, einer Freundin . . . und je mehr

ich sie ansah, desto stärker wurde das Empfinden in mir, daß ich Erna schon seit langer Zeit kenne. Ich habe dann auch mit ihr darüber gesprochen, weil ich mich so absolut nicht erinnern konnte. Und sie, die ja überhaupt so fabelhaft geseit ist, sie hat mir das auch erklärt. Es gibt Sehnsuchtsbilder, sagte sie, die haben wir alle in uns, so gewissermaßen Ideale! Und wenn sich die dann mal verwirklichen, was ja selten genug vorkommt, dann glauben wir, wir sind der Meinung, daß dann das Bild, dieser neue Mensch“ . . .

„Ich weiß schon“, half der Geheimrat seiner Mutter nach. „Das endlich einmal gefundene Wesen soll dann die Täuschung in uns hervorrufen, als wären wir diesem Wunderbildnis schon früher mal wo begegnet . . . In der Tat, Mutter, Dame Erna macht einen recht bescheidenen Eindruck!“

Herr von Lehnemark hielt inne; seine Mutter kränkte das, was er sagte. So meinte er, mit der für ihn charakteristischen Bewegung seiner etwas mageren Hand den schwarzen Bart drehend:

„Du hast aber recht, Mutter: Jedes Urteil über einen Menschen, den man nicht persönlich kennt, ist voreilig. Du hast sie kennen gelernt“ —

„Und hab' es wahrlich nicht zu bereuen!“ fiel die alte Dame mit einem Aufatmen ein. „Seit Erna hier ist, hab' ich mich um nichts mehr zu bekümmern . . . keinen Aerger mit der Köchin mehr, die allerdings gekündigt hat, weil ihr jetzt das Marktbuch zu oft beviduiert wird . . . es ist alles im Hause, es fehlt nichts. Die Rechnungen werden kontrolliert, ohne daß ich erst nötig habe, mich damit zu plagen; mit einem Wort, ich lebe förmlich auf, seitdem das liebe Mädchen unter meinem Dach ist! Ja, ich bin dem guten Gott wirklich von Herzen dankbar, daß er sie mir zugeführt hat!“

Die alte Dame faltete die aus weißen Spitzenkransen hervorragenden Hände und blickte verstohlen auf den Sohn, der ein wenig an seinen Nägeln polierte und noch immer nicht sprechen zu wollen schien. Die Stille aber mußte für Frau von Lehnemark etwas Bedrückendes haben, sie stand auf, ging elastisch, wie wenn sie dreißig Jahre alt wäre, an den kleinen Bouleschreibtisch und nahm dort aus der roten Maroquinmappe einen Brief, den sie ihrem Sohn brachte.

„Hier, Eberhard, daß du auch ganz beruhigt bist: ein Brief von Ernas Mutter. Daraus siehst du, mit für feinen, lieben Menschen wir es zu tun haben!“

Der Professor studierte Umschlag und Papier eingehend, ehe er den Brief las. Es war ein starkes, nicht wohlfeiles Büttchen, aus dem Kuvert und Bogen bestand, und auf beiden ein „E. v. L.“ mit der Krone darüber in goldener Prägung. Dann sah der Psychiater den Aufgabestempel „Großborstel-Hamburg“ genau an und blickte auf die Unterschrift „Elise v. Lauchenfels“ . . .

Seine Mutter betrachtete ihn mit einer gewissen Unruhe. Sie war es ja seit Jahren gewöhnt, daß der Sohn bei all seiner ehrfurchtsvollen Liebe, mit der stillen Autorität ihres verstorbenen Gatten ihr Leben lenkte. Aber sie lehnte sich immer wieder dagegen auf. Und besonders, wenn sie sich für neu in ihren Gesichtskreis tretende Menschen mit der ganzen Wärme ihres impulsiven Naturells interessierte, ertrug sie die vorsichtig zuwartende Art, die er von seinem Vater geerbt hatte, schwer.

Indem lenkte ein Geräusch ihre Aufmerksamkeit von dem Lesenden ab. Hinter seinem Rücken war mit leisem Rauschen die mauagraue Plüschportiere, die den Salon gegen das Musikzimmer abschloß, auseinander gegangen: Ein junges, lichtgekleidetes Wesen stand unter der Tür unschlüssig scheinbar,

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 3500 Dtz. Bestecke



Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber

Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern, Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken!

A. KRUPP BERNDORF

für Alpaca-Silber I



für Alpaca-Silber II



für Alpaca

ob sie eintreten oder vor dem fremden Besuch umkehren sollte.

Da hatte Frau v. Lehnemark ihren Liebling schon gesehen und in heller Freude gerufen:

„Aber, Erna, mein liebes Kind! Kommen Sie doch! Es ist ja mein Sohn!“

Der Geheimrat drehte sich gelassen auf seinem Sessel herum und erhob sich ohne Eile, worauf ihn seine Mutter der jungen Dame vorstellte.

Eberhard v. Lehnemark sah, daß sie ziemlich groß und ideal gewachsen war; er hörte eine schöne Altstimme und blickte in ein Paar wundervolle, unter stolzen Brauen strahlende Augen; und obwohl er durchaus nicht zu den Männern gehörte, die jedes rosige Antlitz gleich aus dem Gleichgewicht bringt, empfing er von diesem sanften, fast schwärmerischen Liebreiz doch einen starken Eindruck. Auf seine höfliche Begrüßung sagte die Blonde mit einem bezaubernden Lächeln ihres zärtlich-roten Mundes:

„Oh, ich kenne Sie schon gut, Herr Geheimrat! Ihre Frau Mutter kann ja nicht anders als von Ihnen sprechen, wenn wir allein sind!“

„Und wir sind oft allein!“ unterbrach sie Frau v. Lehnemark mit Wärme. „Wir unterhalten uns so am besten! Nicht wahr, mein Kind, Sie haben auch das Gefühl, daß Sie ein wenig hierher und zu mir gehören?“

Da beugte die Schlanke, deren klare Formen das

lichte, weichfallende Gewand noch herhob, sich tief auf die Hand der alten Frau und flüsterte mit einer wie von Rührung erstickten Stimme:

„Ach, ich bin ja so dankbar!“

Dann war sie verschwunden mit einer hingehauchten Entschuldigung, die wohl dem Beisammensein von Mutter und Sohn galt, das sie nicht stören wollte.

„Nun, wie gefällt sie dir?“ fragte Frau v. Lehnemark, ungeduldig, von dem Sohn die Bestätigung dessen zu hören, was sie selber fühlte und was sie jetzt auch auf Eberhards Gesicht zu lesen glaubte.

Aber der Professor war mit seinen Gedanken weit fort.

„Unmöglich, ganz unmöglich!“ sagte er leise.

„Wie? Wie meinst du?“

„Verzeih, liebe Mutter, ich dachte da an eine Ähnlichkeit . . . aber du hast recht . . . zweifellos. Das ist eine ganz scharmante junge Dame!“

Dabei dachte er an den Brief, den ihm sein Freund, der Kriminalkommissar Dr. Schavrell, geschrieben, nach dessen Lektüre er sofort Urlaub genommen hatte und nach Berlin gefahren war zu seiner Mutter.

Aus den Fenstern der v. Lehnemarkschen Wohnung strahlte helles Licht . . . Es war, wie oft, eine Gesellschaft von Leuten dort oben beisammen, die

Geist und Geschmack zusammenführte; die der in ihrem Alter noch so unendlich liebenswürdigen und anziehenden Hausfrau mit ihrem Talent, mit ihrem künstlerischen Können huldigten.

Ein Duett klang eben aus den offenen Fenstern, von einer leidenschaftlichen, im Samtton des italienischen bel canto gefärbten Frauenstimme und einem wundervollen Tenor vorgetragen . . .

Die beiden Herren, unten im Dunkel der Bäume auf der gegenüberliegenden Straßenseite, horchten stumm hinauf, bis ein Arpeggio, das wie das Schluchzen einer Nachtigal klang, den Vortrag schloß. . .

„Herrlich!“ sagte der Kleinere von den beiden, unten auf der Straße, „ganz herrlich! . . . Es gibt doch nichts Schöneres auf der Welt als eine solche Stimme!“ . . .

Sein Gefährte antwortete nicht. Ihm regte dieser wolkenverhangene Sommerabend mit seiner drückenden Atmosphäre auf; seine nervöse, seit dem Empfang jenes Briefes in einer steten Spannung befindliche Psyche litt unter der Glut, die nun schon seit Wochen anhielt und selbst die Nacht erfüllte. . .

Gleich nach dem Diner hatte sich Eberhard v. Lehnemark von seiner Mutter verabschiedet und war nach dem Polizeipräsidium gefahren, um den Kriminalkommissar Dr. Schavrell aufzusuchen. Die beiden Männer hatten sich bei den mannigfachen Kriminalprozessen kennen gelernt, bei denen der Professor sein wissenschaftliches Gutachten abzugeben hatte, und mancherlei Ähnlichkeiten in ihren Anschauungen von Recht und Strafe hatten sie einander nähergebracht. Sie trafen sich damals oft in einer kleinen Weinstube der Königstadt, wo auch sonst interessante Leute zusammenkamen. Und dieses Lokal hatte Dr. Schavrell, den der Geheimrat in seinem Bureau nicht antraf, denn auch heute wieder als Rendezvous angegeben, im Fall der Professor nach ihm fragen sollte.

Aber auch dort hatte Herr v. Lehnemark stundenlang warten müssen, was seine Unruhe natürlich noch steigerte. Als endlich der Kommissar kam und sich mit der ganz unaufschiebbaren Bearbeitung einer Bankrottsache entschuldigte, da war es auch die höchste Zeit für die beiden Herren, sich auf den Weg zu machen nach der Margaretenstraße, um nicht allzuspät zu Eberhards Mutter zu kommen, der der Staatsanwalt seinen Freund schon durchs Telephon angekündigt hatte.

„Wie gut ist es,“ sagte der Kriminalkommissar beim Ueberschreiten des Fahrdammes, „daß ich noch nicht bei Ihnen war! Sie erinnern sich doch, wie immer etwas dazwischen kam! Jetzt kommt uns das brillant zu statten!“

„Also sind Sie wirklich der Meinung, lieber Doktor, daß dieses Mädchen . . . Nein, wissen Sie, ich kann es mir nicht denken! So sieht eine Verbrecherin nicht aus!“

Der Kommissar sagte nur: „Aber der Brief!“ Und wie der andere schwieg, setzte er hinzu: „Jedenfalls tun wir recht, uns diese junge Dame nial aus der Nähe zu betrachten! Und darum, lieber Geheimrat, Vorsicht!“ Er lachte leise. „Je weniger wir uns beide zu sagen haben, um so besser! Wir tun beide am besten so, als ob wir uns ganz fernstünden! Denn ich will Ihnen offen gestehen, ich vermute, daß da oben noch mehr als zwei Augen jeden Gast aufmerksam Revue passieren lassen.“

„Wieso? Wieso meinen Sie?“ wollte der Professor fragen; doch der Kriminalkommissar fuhr mit einer leicht abwehrenden Bewegung fort:

„Ihnen, lieber Geheimrat, wäre ich dankbar, wenn Sie sich ganz der Dame widmeten, für die wir uns besonders interessieren . . . wir schlagen da gleich zwei Fliegen mit einer Klappe; denn erstens müs-

sen Sie, als Psychologe und sogar Psychiater, Sie müssen ja so einen Einblick gewinnen, der auf jeden Fall nur wertvoll für uns sein kann . . . und dann, sehen Sie, mir handelt es sich besonders darum, daß ich freie Hand habe . . . ich will nicht beobachtet werden, verstehen Sie?“

„Na, glauben Sie denn, daß man das tun wird? Das würde ja auf eine förmliche Verschwörung hindeuten, im Hause meiner Mutter!“

Der Kriminalkommissar zuckte die Achseln, dabei den randlosen Kneifer abnehmend und putzend. — Die beiden Männer standen jetzt an der Gartenpforte, die sich eben auf Herrn von Lehnemarks Klingeln automatisch geöffnet hatte.

„Man kann nie wissen! Ich kann mich ja auch irren! Aber jedenfalls war es doch einfach meine Pflicht, Ihnen von der immerhin auffälligen Tatsache Nachricht zu geben, nicht wahr?“

„Aber ja! Gewiß . . . und ich bin Ihnen auch dankbar.“

„Bitte, keine Ursache . . . das ist mein Beruf! Na, und im übrigen, wir wollen hoffen, daß ich . . . daß ich zu argwöhnisch bin.“ —

Dem Professor kam es so vor, als habe er die Rolle des Ironikers, die er sonst spielte, nun an einen andern abgeben müssen. Er drehte, schon in den Vorgarten tretend, seinen schwarzen Bart und sagte:

„Ich kann's doch nicht glauben, Doktor! Schließlich verrät die Physiognomie doch den Charakter!“

„Man muß nur die Gesichter ausnehmen,“ sagte der andere, „die gewöhnheitsmäßig Masken tragen!“

„Ja, aber trotzdem“ . . .

Die Herren traten ins Haus, und der Kommissar bat seinen Freund im Flüsterton, jetzt keinerlei auf diese Sache hinzielende Bemerkungen mehr zu machen und so unbefangen wie möglich zu sein.

Als sie oben geklingelt und ihnen ein Diener in modefarbener Livree geöffnet und die Sachen abgenommen hatte, stand Dr. Schavrell unnötig lange vor dem Spiegel und bearbeitete seinen schwachen Haarwuchs mit den kleinen Bürstchen, die er dann umständlich wieder ins Etui legte und einsteckte. Weder der Diener noch der Professor, der einige Worte mit dem Manne sprach, hatte eine Ahnung, daß Dr. Schavrell sich in der Tiefe des grausilbrigen Glases während der ganzen Zeit eingehend mit dem Domestiken beschäftigte.

In dem grauen Salon fanden die Herren Frau v. Lehnemark im Gespräch mit einer Gruppe von Musikenthusiasten, die in dem Genuß des eben gehörten Duos schwelgten. Und die weißhaarige, noch so elastische Frau erhob sich und eilte ihrem Sohn, wie eine Braut dem Bräutigam, entgegen.

Der Professor küßte ihr, die er sehr liebte, die Hände. Dann wandte sie sich an Dr. Schavrell:

„Ich freue mich, Herr Doktor, daß mein Sohn immer gleich seine Freunde wiederfindet; noch mehr aber freue ich mich, daß er sie mir bringt! Seien Sie willkommen!“

In diesem Augenblick löste sich das Stimmengewirr nebenan im Musikzimmer, und in die Tür, von der jetzt die graue Samtportiere ganz zurückgeschlagen ward, trat die Gesellschafterin.

Sie stutzte beim Anblick der beiden Herren; aber dann nach diesem kaum merkbaren Anhalten kam sie mit ihren leichten, schwebenden Schritten zu der Dame des Hauses herüber, die voll Stolz ihren Schützling mit Dr. Schavrell bekannt machte.

Diese beiden maßen sich einen Moment mit ihren Blicken. Der Kommissar mit einem fast fröhlichen Taxieren der ganz in weiße, brochierte Seide gehüllten Schönheit, die ihr prachtvolles Goldhaar hochfrisiert trug, die eine Eleganz der gesellschaft-

lichen Form, eine Vertrautheit mit dem Kreise, in dem sie sich hier bewegte, zeigte, daß selbst der Kriminalist an seinen Voraussetzungen hätte zweifelhaft werden können.

Dem Professor, der gewiß auf dem Parkett des Salons zu Hause war, fehlte der Schönen gegenüber, zuerst wenigstens, alle Sicherheit. Sein forschender Zweifel suchte vergeblich in diesem edelgeformten Gesicht nach einem Schein des Bösen und Gefährlichen. Er sprach mit ihr, und jedes ihrer Worte atmete Unschuld und Reinheit. Er blickte ihr absichtlich fest und ohne Nachsicht in die märchenblauen Augen. Aber was ihm da entgegenleuchtete, war nur die Anmut und Harmlosigkeit eines Kindes, das nichts versteht von den ernsten Fragen des Lebens. Dann aber, als seine dunklen Augen nicht von ihr wichen, da erröte sie nur, schlug die ihren nieder. Eberhard v. Lehnemarks Blicke glitten wie leidend über die sanften Züge zu dem blendenden Ton des Halses hinab, auf dem ein bizarrer Schmuck von goldgefaßten Türkisen ruhte.

Unauffällig zog Dr. Schavrell sich zurück; er dachte über die seltsame Inkonsequenz des menschlichen Herzens nach, das sich zu der Schönheit noch sehend beugt, wenn es ihre Gefahren schon erkannt hat.

Auch die Frau des Hauses hatte sich, von allen ihren Gästen gewünscht und begehrt, fortrufen lassen. Vielleicht war es der Klugen auch nicht unlieb, daß der Sohn auf diese Weise Gelegenheit fand, sein Mißtrauen gegen die neue Hausgenossin, im Banne ihrer Schönheit ihres Liebreizes gänzlich aufzugeben.

Eberhard von Lehnemark selber redete sich ein, sein ganzes Interesse für die liebliche Blonde sei nur dem Drang entsprossen, so schnell als möglich Klarheit zu gewinnen über ihr Wesen oder Unwesen. Daß sein Blut schneller klopfte, daß ihr Anblick ihn rührte, das wollte er vor sich selber ableugnen. Er sprach doch so weich mit ihr, so gut und war so dankbar für den Liebreiz, der ihr junges Sein umwob. Zuletzt lachte er ein bißchen absichtlich und sagte, eigentlich ganz gegen seinen Willen:

„Ich bin mit einem gewissen Mißtrauen hergekommen, mein gnädiges Fräulein“ . . .

„Gegen mich?“ Sie war ganz erstaunt.

„Ja, gegen Sie! . . . Und das darf Sie doch eigentlich nicht wundernehmen! Diese ungewöhnliche Art, sich kennen zu lernen“ . . . Er zögerte; dann aber, wie er sah, daß eine tiefe Traurigkeit sich über ihr Gesicht breitete, fügte er rasch hinzu:

„Die ja freilich ein Glück war für meine Mutter, wie ich mich jetzt überzeugt habe!“

Da verklärte ein Lächeln das noch eben so leidvolle, schöne Angesicht — ein Lächeln; das der Professor für nichts hingegen hätte, und die Blonde sagte mit einem dankbaren Aufblick ihrer blauen Sterne:

„Herr Geheimrat, wenn Sie wüßten, wie froh . . . wie froh ich bin, daß das alles so gekommen ist! Wenn man, wie ich, in der Fremde sein Brot essen muß . . . es ist wirklich schwer . . . und dann“, etwas wie Jubel kam in die klangvolle Stimme des jungen Mädchens, „dann findet man 'mal einen Menschen . . . einen Menschen . . . wie ich Ihre Frau Mutter! Ach, Herr Geheimrat, sie ist ja so gut, so gut zu mir! Ich kann es Ihnen gar nicht sagen! Meine eigene Mutter . . . nein, es ist vielleicht unrecht, so was darf man eigentlich nicht aussprechen! Aber ich kann doch nichts dafür! Und ich traue mich's ihr ja auch gar nicht zu sagen, Ihrer Frau Mutter, wie . . . wie ich fühle . . . was sie für mich ist!“

Sie konnte nicht weiterreden, die schöne Blonde,

sie senkte den Kopf; die Worte erstieken in diesem tiefbewegten Herzen.

Der Geheimrat dachte: Und so ein liebes Geschöpfchen, so ein Kind, das sieht der Kommissar für eine Gaunerin, eine Hochstaplerin an, weil irgendein hysterisches Weibsbild die Treue ihres Liebsten für gefährdet hält. Allerdings, daß ein Mensch da seinen Kopf verliert, in solcher Nähe, das ist schon zu glauben! Und ebenso, daß der betreffenden Braut das nicht gerade angenehm auffällt . . . natürlich! Aber daraus diese Kombination! Nein, die Polizisten sind sich doch alle gleich! Und der gute Doktor markiert da den Sherlock-Holmes, ohne gerade seine Treffsicherheit zu besitzen!

In dieser fast fröhlichen Gewißheit quälte es den Geheimrat förmlich, der Schönen etwas über den ominösen Brief zu sagen, der sie in einen so dummen, albernen Verdacht gebracht hatte. Schließlich hielt ihn aber doch die Rücksicht auf den Freund davon ab. Und außerdem wollte, der überhaupt eher zu den Schweigsamen gehörte, dem armen Mädchen, das sich schon alles so sehr zu Herzen nahm, nicht noch unnötig bittere Stunden bereiten.

Er fing die blauen Augen, wie sie heimlich suchend an den seinen hingen, und eine neue Welle von Güte und Zärtlichkeit schlug an seine Brust.

In diesem Augenblick begann im Nebenzimmer, wo die Menschenstimmen still geworden waren, eine Geige ihre sehnsuchtsvolle Weise.

Der Mann und das Mädchen schwiegen.

Nur von Zeit zu Zeit suchte verstohlen ein Blick den andern und sprang, wie ertappt auf Sünden, davon, irgendwohin ins Zimmer. Aber das blaue Auge flog dann, wenn das dunklere des Mannes abirrte, ihm nach, mit triumphierendem Aufleuchten.

Da kam, geräuschlos auf dem Perserteppich, die Hacken hebend, Dr. Schavrell herein zu den beiden, die bis jetzt allein waren . . . Der Professor empfand den Eintritt des andern in diesem Augenblick peinlich, ja störend. Sich zu der Blondin beugend, sagte er im Flüsterton:

„Wollen wir nicht nebenan hineingehen? Man hört da besser.“

Damit nickte er freundlich zu dem Kommissar hin und ging, den Arm des Gesellschaftsfräuleins in den seinen legend, hinaus.

Dr. Schavrells Kneifergläser funkeltten und lachten hinterdrein. Schon das Gespräch mit dem Professor auf dem Herwege nach der Villa hatte ihn heimlich lächeln lassen über die Leichtigkeit, mit der reiche und vornehme Leute sich von der geschmeidigen Unterwürfigkeit fangen lassen, wenn sie ihrem Auge, ihren Sinnen schmeichelt. Nun hätte er selbst ja auch noch nichts wie jenen anonymen Brief als Beweismittel in den Händen . . . Aber sein unbestechliches Auge sah den Verdacht bestätigt durch die für sein Empfinden überzuckerte Demut und Kindhaftigkeit der blonden Schönheit.

Vielleicht hätte er besser getan, dem Professor von jenem anonymen Briefe gar nichts mitzuteilen. Es war aber geschehen und war auch seine Pflicht gewesen, dem Freunde und dem Sohn einer Mutter gegenüber, die er für bedroht hielt!

Der Geheimrat schlug diese Warnung in den Wind, Damit gewann der Kommissar die Berechtigung, ganz nach eigenem, pflichtmäßigem Ermessen zu handeln.

So recht zufrieden mit dem Fortgang der Handlung in diesem Drama, dessen Inzenierung er überwachte, ließ sich Dr. Schavrell in den grauen Ledersessel, der beim Ofen stand, zu behaglichem Sinnen nieder. In seinem Nachdenken war's ihm, als wehe ihn ein Lufthauch an. Ohne den Kopf zu be-

Geist und Geschmack zusammenführte; die der in ihrem Alter noch so unendlich liebenswürdigen und anziehenden Hausfrau mit ihrem Talent, mit ihrem künstlerischen Können huldigten.

Ein Duett klang eben aus den offenen Fenstern, von einer leidenschaftlichen, im Samtton des italienischen bel canto gefärbten Frauenstimme und einem wundervollen Tenor vorgetragen . . .

Die beiden Herren, unten im Dunkel der Bäume auf der gegenüberliegenden Straßenseite, horchten stumm hinauf, bis ein Arpeggio, das wie das Schluchzen einer Nachtigal klang, den Vortrag schloß. . .

„Herrlich!“ sagte der Kleinere von den beiden, unten auf der Straße, „ganz herrlich! . . . Es gibt doch nichts Schöneres auf der Welt als eine solche Stimme!“ . . .

Sein Gefährte antwortete nicht. Ihn regte dieser wolkenverhangene Sommerabend mit seiner drückenden Atmosphäre auf; seine nervöse, seit dem Empfang jenes Briefes in einer steten Spannung befindliche Psyche litt unter der Glut, die nun schon seit Wochen anhielt und selbst die Nacht erfüllte. . .

Gleich nach dem Diner hatte sich Eberhard v. Lehnemark von seiner Mutter verabschiedet und war nach dem Polizeipräsidium gefahren, um den Kriminalkommissar Dr. Schavrell aufzusuchen. Die beiden Männer hatten sich bei den mannigfachen Kriminalprozessen kennen gelernt, bei denen der Professor sein wissenschaftliches Gutachten abzugeben hatte, und mancherlei Aehnlichkeiten in ihren Anschauungen von Recht und Strafe hatten sie einander nähergebracht. Sie trafen sich damals oft in einer kleinen Weinstube der Königstadt, wo auch sonst interessante Leute zusammenkamen. Und dieses Lokal hatte Dr. Schavrell, den der Geheimrat in seinem Bureau nicht antraf, denn auch heute wieder als Rendezvous angegeben, im Fall der Professor nach ihm fragen sollte.

Aber auch dort hatte Herr v. Lehnemark stundenlang warten müssen, was seine Unruhe natürlich noch steigerte. Als endlich der Kommissar kam und sich mit der ganz unaufschiebbaren Bearbeitung einer Bankrottsache entschuldigte, da war es auch die höchste Zeit für die beiden Herren, sich auf den Weg zu machen nach der Margaretenstraße, um nicht allzuspät zu Eberhards Mutter zu kommen, der der Staatsanwalt seinen Freund schon durchs Telephon angekündigt hatte.

„Wie gut ist es,“ sagte der Kriminalkommissar beim Ueberschreiten des Fahrdammes, „daß ich noch nicht bei Ihnen war! Sie erinnern sich doch, wie immer etwas dazwischen kam! Jetzt kommt uns das brillant zu statten!“

„Also sind Sie wirklich der Meinung, lieber Doktor, daß dieses Mädchen . . . Nein, wissen Sie, ich kann es mir nicht denken! So sieht eine Verbrecherin nicht aus!“

Der Kommissar sagte nur: „Aber der Brief!“ Und wie der andere schwieg, setzte er hinzu: „Jedenfalls tun wir recht, uns diese junge Dame mal aus der Nähe zu betrachten! Und darum, lieber Geheimrat, Vorsicht!“ Er lachte leise. „Je weniger wir uns beide zu sagen haben, um so besser! Wir tun beide am besten so, als ob wir uns ganz fernstünden! Denn ich will Ihnen offen gestehen, ich vermute, daß da oben noch mehr als zwei Augen jeden Gast aufmerksam Revue passieren lassen.“

„Wieso? Wieso meinen Sie?“ wollte der Professor fragen; doch der Kriminalkommissar fuhr mit einer leicht abwehrenden Bewegung fort:

„Ihnen, lieber Geheimrat, wäre ich dankbar, wenn Sie sich ganz der Dame widmeten, für die wir uns besonders interessieren . . . wir schlagen da gleich zwei Fliegen mit einer Klappe; denn erstens müs-

sen Sie, als Psychologe und sogar Psychiater, Sie müssen ja so einen Einblick gewinnen, der auf jeden Fall nur wertvoll für uns sein kann . . . und dann, sehen Sie, mir handelt es sich besonders darum, daß ich freie Hand habe . . . ich will nicht beobachtet werden, verstehen Sie?“

„Na, glauben Sie denn, daß man das tun wird? Das würde ja auf eine förmliche Verschwörung hindeuten, im Hause meiner Mutter!“

Der Kriminalkommissar zuckte die Achseln, dabei den randlosen Kneifer abnehmend und putzend. — Die beiden Männer standen jetzt an der Gartenpforte, die sich eben auf Herrn von Lehnemarks Klingeln automatisch geöffnet hatte.

„Man kann nie wissen! Ich kann mich ja auch irren! Aber jedenfalls war es doch einfach meine Pflicht, Ihnen von der immerhin auffälligen Tatsache Nachricht zu geben, nicht wahr?“

„Aber ja! Gewiß . . . und ich bin Ihnen auch dankbar.“

„Bitte, keine Ursache . . . das ist mein Beruf! Na, und im übrigen, wir wollen hoffen, daß ich . . . daß ich zu argwöhnisch bin.“ —

Dem Professor kam es so vor, als habe er die Rolle des Ironikers, die er sonst spielte, nun an einen andern abgeben müssen. Er drehte, schon in den Vorgarten tretend, seinen schwarzen Bart und sagte:

„Ich kann's doch nicht glauben, Doktor! Schließlich verrät die Physiognomie doch den Charakter!“

„Man muß nur die Gesichter ausnehmen,“ sagte der andere, „die gewöhnheitsmäßig Masken tragen!“

„Ja, aber trotzdem“ . . .

Die Herren traten ins Haus, und der Kommissar bat seinen Freund im Flüsterton, jetzt keinerlei auf diese Sache hinzielende Bemerkungen mehr zu machen und so unbefangen wie möglich zu sein.

Als sie oben geklingelt und ihnen ein Diener in modefarbener Livree geöffnet und die Sachen abgenommen hatte, stand Dr. Schavrell unnötig lange vor dem Spiegel und bearbeitete seinen schwachen Haarwuchs mit den kleinen Bürstchen, die er dann umständlich wieder ins Etui legte und einsteckte. Weder der Diener noch der Professor, der einige Worte mit dem Manne sprach, hatte eine Ahnung, daß Dr. Schavrell sich in der Tiefe des grausilbrigen Glases während der ganzen Zeit eingehend mit dem Domestiken beschäftigte.

In dem grauen Salon fanden die Herren Frau v. Lehnemark im Gespräch mit einer Gruppe von Musikenthusiasten, die in dem Genuß des eben gehörten Duos schwelgten. Und die weißhaarige, noch so elastische Frau erhob sich und eilte ihrem Sohn, wie eine Braut dem Bräutigam, entgegen.

Der Professor küßte ihr, die er sehr liebte, die Hände. Dann wandte sie sich an Dr. Schavrell:

„Ich freue mich, Herr Doktor, daß mein Sohn immer gleich seine Freunde wiederfindet; noch mehr aber freue ich mich, daß er sie mir bringt! Seien Sie willkommen!“

In diesem Augenblick löste sich das Stimmengewirr nebenan im Musikzimmer, und in die Tür, von der jetzt die graue Samtportiere ganz zurückgeschlagen ward, trat die Gesellschafterin.

Sie stutzte beim Anblick der beiden Herren; aber dann nach diesem kaum merkbaren Anhalten kam sie mit ihren leichten, schwebenden Schritten zu der Dame des Hauses herüber, die voll Stolz ihren Schützling mit Dr. Schavrell bekannt machte.

Diese beiden maßen sich einen Moment mit ihren Blicken. Der Kommissar mit einem fast fröhlichen Taxieren der ganz in weiße, brochierte Seide gehüllten Schönheit, die ihr prachtvolles Goldhaar hochfrisiert trug, die eine Eleganz der gesellschaft-

lichen Form, eine Vertrautheit mit dem Kreise, in dem sie sich hier bewegte, zeigte, daß selbst der Kriminalist an seinen Voraussetzungen hätte zweifelhaft werden können.

Dem Professor, der gewiß auf dem Parkett des Salons zu Hause war, fehlte der Schönen gegenüber, zuerst wenigstens, alle Sicherheit. Sein forschender Zweifel suchte vergeblich in diesem edelgeformten Gesicht nach einem Schein des Bösen und Gefährlichen. Er sprach mit ihr, und jedes ihrer Worte atmete Unschuld und Reinheit. Er blickte ihr absichtlich fest und ohne Nachsicht in die märchenblauen Augen. Aber was ihm da entgegenleuchtete, war nur die Anmut und Harmlosigkeit eines Kindes, das nichts versteht von den ernsten Fragen des Lebens. Dann aber, als seine dunklen Augen nicht von ihr wichen, da errötete sie nur, schlug die ihren nieder. Eberhard v. Lehnemarks Blicke glitten wie leidend über die sanften Züge zu dem blendenden Ton des Halses hinab, auf dem ein bizarrer Schmuck von goldgefaßten Türkisen ruhte.

Unauffällig zog Dr. Schavrell sich zurück; er dachte über die seltsame Inkonsequenz des menschlichen Herzens nach, das sich zu der Schönheit noch schierend beugt, wenn es ihre Gefahren schon erkannt hat.

Auch die Frau des Hauses hatte sich, von allen ihren Gästen gewünscht und begehrt, fortrufen lassen. Vielleicht war es der Klugen auch nicht unlieb, daß der Sohn auf diese Weise Gelegenheit fand, sein Mißtrauen gegen die neue Hausgenossin, im Banne ihrer Schönheit ihres Liebreizes gänzlich aufzugeben.

Eberhard von Lehnemark selber redete sich ein, sein ganzes Interesse für die liebliche Blonde sei nur dem Drang entsprossen, so schnell als möglich Klarheit zu gewinnen über ihr Wesen oder Unwesen. Daß sein Blut schneller klopfte, daß ihr Anblick ihn rührte, das wollte er vor sich selber ableugnen. Er sprach doch so weich mit ihr, so gut und war so dankbar für den Liebreiz, der ihr junges Sein umwob. Zuletzt lachte er ein bißchen absichtlich und sagte, eigentlich ganz gegen seinen Willen:

„Ich bin mit einem gewissen Mißtrauen hergekommen, mein gnädiges Fräulein“ . . .

„Gegen mich?“ Sie war ganz erstaunt.

„Ja, gegen Sie! . . . Und das darf Sie doch eigentlich nicht wundernehmen! Diese ungewöhnliche Art, sich kennen zu lernen“ . . . Er zögerte; dann aber, wie er sah, daß eine tiefe Traurigkeit sich über ihr Gesicht breitete, fügte er rasch hinzu:

„Die ja freilich ein Glück war für meine Mutter, wie ich mich jetzt überzeugt habe!“

Da erklärte ein Lächeln das noch eben so leidvolle, schöne Angesicht — ein Lächeln, das der Professor für nichts hingegeben hätte, und die Blonde sagte mit einem dankbaren Ausblick ihrer blauen Sterne:

„Herr Geheimrat, wenn Sie wüßten, wie froh . . . wie froh ich bin, daß das alles so gekommen ist! Wenn man, wie ich, in der Fremde sein Brot essen muß . . . es ist wirklich schwer . . . und dann“, etwas wie Jubel kam in die klangvolle Stimme des jungen Mädchens, „dann findet man 'mal einen Menschen . . . einen Menschen . . . wie ich Ihre Frau Mutter! Ach, Herr Geheimrat, sie ist ja so gut, so gut zu mir! Ich kann es Ihnen gar nicht sagen! Meine eigene Mutter . . . nein, es ist vielleicht unrecht, so was darf man eigentlich nicht aussprechen! Aber ich kann doch nichts dafür! Und ich traue mich's ihr ja auch gar nicht zu sagen, Ihrer Frau Mutter, wie . . . wie ich fühle . . . was sie für mich ist!“

Sie konnte nicht weiterreden, die schöne Blonde,

sie senkte den Kopf; die Worte erstickten in diesem tiefbewegten Herzen.

Der Geheimrat dachte: Und so ein liebes Geschöpfchen, so ein Kind, das sieht der Kommissar für eine Gaunerin, eine Hochstaplerin an, weil irgendein hysterisches Weibsbild die Treue ihres Liebsten für gefährdet hält. Allerdings, daß ein Mensch da seinen Kopf verliert, in solcher Nähe, das ist schon zu glauben! Und ebenso, daß der betreffenden Braut das nicht gerade angenehm auffällt . . . natürlich! Aber daraus diese Kombination! Nein, die Polizisten sind sich doch alle gleich! Und der gute Doktor markiert da den Sherlock-Holmes, ohne gerade seine Treffsicherheit zu besitzen!

In dieser fast fröhlichen Gewißheit quälte es den Geheimrat förmlich, der Schönen etwas über den ominösen Brief zu sagen, der sie in einen so dummen, albernen Verdacht gebracht hatte. Schließlich hielt ihn aber doch die Rücksicht auf den Freund davon ab. Und außerdem wollte, der überhaupt eher zu den Schweigsamen gehörte, dem armen Mädchen, das sich schon alles so sehr zu Herzen nahm, nicht noch unnötig bittere Stunden bereiten.

Er fing die blauen Augen, wie sie heimlich suchend an den seinen hingen, und eine neue Welle von Güte und Zärtlichkeit schlug an seine Brust.

In diesem Augenblick begann im Nebenzimmer, wo die Menschenstimmen still geworden waren, eine Geige ihre sehnsuchtsvolle Weise.

Der Mann und das Mädchen schwiegen.

Nur von Zeit zu Zeit suchte verstohlen ein Blick den andern und sprang, wie ertappt auf Sünden, davon, irgendwohin ins Zimmer. Aber das blaue Auge flog dann, wenn das dunklere des Mannes abirrte, ihm nach, mit triumphierendem Aufleuchten.

Da kam, geräuschlos auf dem Perserteppich, die Hacken hebend, Dr. Schavrell herein zu den beiden, die bis jetzt allein waren . . . Der Professor empfand den Eintritt des andern in diesem Augenblick peinlich, ja störend. Sich zu der Blondin beugend, sagte er im Flüsterton:

„Wollen wir nicht nebeneinander hineingehen? Man hört da besser.“

Damit nickte er freundlich zu dem Kommissar hin und ging, den Arm des Gesellschaftsfräuleins in den seinen legend, hinaus.

Dr. Schavrells Kneifergläser funkelten und lachten hinterdrein. Schon das Gespräch mit dem Professor auf dem Herwege nach der Villa hatte ihn heimlich lächeln lassen über die Leichtigkeit, mit der reiche und vornehme Leute sich von der geschmeidigen Unterwürfigkeit fangen lassen, wenn sie ihrem Auge, ihren Sinnen schmeichelt. Nun hätte er selbst ja auch noch nichts wie jenen anonymen Brief als Beweismittel in den Händen . . . Aber sein unbestechliches Auge sah den Verdacht bestätigt durch die für sein Empfinden überzuckerte Demut und Kindhaftigkeit der blonden Schönheit.

Vielleicht hätte er besser getan, dem Professor von jenem anonymen Briefe gar nichts mitzuteilen. Es war aber geschehen und war auch seine Pflicht gewesen, dem Freunde und dem Sohn einer Mutter gegenüber, die er für bedroht hielt!

Der Geheimrat schlug diese Warnung in den Wind. Damit gewann der Kommissar die Berechtigung, ganz nach eigenem, pflichtmäßigem Ermessen zu handeln.

So recht zufrieden mit dem Fortgang der Handlung in diesem Drama, dessen Inzenierung er überwachte, ließ sich Dr. Schavrell in den grauen Ledersessel, der beim Ofen stand, zu behaglichen Sinnen nieder. In seinem Nachdenken war's ihm, als wehe ihn ein Lufthauch an. Ohne den Kopf zu be-

wegen, nur die klugen, rastlosen Augen aufhebend, sah er, wie sich die Tür vom Korridor her lautlos öffnete. Anscheinend hielt eine kräftige Hand die Klinke und drückte die Tür vorher fest an, daß auch nicht das geringste Geräusch entstehe. Dann kam sehr langsam durch den sich vergrößernden Türspalt ein Kopf, und das glattrasierte Gesicht des Dieners Franz schob sich, scharf umherspähend, herein.

Den Kriminalkommissar, der in der Ecke hinter dem Kamin im tiefen Sessel saß, bemerkte der Diener nicht, er trat mit der größten Behutsamkeit jetzt ganz ins Zimmer und bewegte sich mit aller Vorsicht, den Kopf vorreckend, auf die Tür zu, die ins Musikzimmer führte. In einiger Entfernung davon blieb er stehen und lauschte. Der Kommissar, selber ganz regungslos, wandte kein Auge von dem Manne, dessen große Nase sich begehrlieh vorreckte aus dem flachen, von einer inneren Aufregung roten Gesicht, dessen Kinn und Lippen brutal wie die eines Tieres waren.

Nebenan wurde jetzt lauter geredet, es schien, als kämen die Stimmen hier herein. Da war der große, starkknochige Mensch, behend wie ein Kaninchen, wieder bei der Tür und wollte hinaus.

In diesem Augenblicke fiel sein Auge auf den Herrn im Sessel, der ihn groß anblickte.

Des Dieners lange Figur ruckte zusammen, er stand für einen Moment stramm und gerade, wie ein Soldat vor seinem Offizier. Der Kommissar ließ seine Augen nicht von dem fassungslosen Gesicht. Da verbeugte sich der Mann und war zur Tür hinaus.

Dr. Schavrell erhob sich; er meinte nun den Faden zu haben, der von der Heldin dieses Geheimnisses zurückführte in die Hinterhalte und Urgründe eines wahrscheinlich geplanten schweren Verbrechens.

* * *

Die zwanglose Geselligkeit, die sich in den verschiedenen Räumen der großen Wohnung verteilte, zog sich gegen neun Uhr in Speisesaal zusammen, wo an kleinen Tischen kalte Küche gespeist wurde. Einzelne Gäste verließen dann den Saal wieder, eine Gruppe von Politikern, die sich von ihrer erregten Debatte nicht trennen können, kam erst noch, und in dem Hin und Her, das jede Kontrolle ausschloß, fand Dr. Schavrell leicht die Möglichkeit, das auszuführen, was er inzwischen beschlossen hatte. Er sah Frau von Lehnemark, ihren Sohn und das Fräulein von Lauchenfels an einem Tische sitzen, sah, daß sich sein Freund lebhaft unterhielt mit der schönen Blondin. Und beim Anblick der beiden netten, hellgekleideten Hausmädchen, die zusammen mit dem Diener servierten, sagte sich der Kommissar, daß der größte Teil der Dienerschaft jedenfalls hier und die hinteren Räumlichkeiten augenblicklich wohl so ziemlich verlassen wären.

So verschwand er, der ein lebhaftes Orientierungsvermögen besaß, zuerst in ein Rauchzimmer und gewann von dort aus den Korridor, der zu den hinteren Gelassen führte.

Der lange Gang, durch eine Ampel matt erhellt und läuferbelegt, hatte die Zimmer zur Linken. Unten schien er im Winkel nach links zu gehen; von dort klang auch, durch die geschlossene Tür abgeschwächt, Küchengeräusch.

Der Kommissar öffnete die erste Tür links, nachdem er sich durch Hinhorchen überzeugt hatte, daß niemand da sei, und schlüpfte hinein. Seine elektrische Laterne zeigte einen Raum, der wie ein nicht benutztes Gastzimmer aussah. Er versuchte durch die Verbindungstür ins nächste Gemach zu kom-

men, mußte aber zurück auf den Korridor, weil die Tür verschlossen war.

Indes kam aus dem Speisesaal ein Mädchen.

Der Kommissar blieb ruhig in der tiefen Türnische stehen.

Das Mädchen, mit dem von Geschirr und Gläsern beladenen Tablett in den Händen, ging, offenbar ganz mit sich selber beschäftigt, vorüber, ohne den Kommissar zu sehen.

Der wartete lächelnd, bis die Küchentür klappte, dann trat er schnell in die nächste Tür vom Flur hinein.

Hier befand er sich im Vorraum eines Bades, er sah das an den Handtüchern, Frottiertüchern, der breiten Chaiselongue und den anderen Bequemlichkeiten. Und instinktiv die rechtsliegende der beiden Türen öffnend — denn die linke, nach hinten gehende führte offensichtlich ins Bad — sah Dr. Schavrell, daß er nun im Schlafgemach der Hausfrau selber stand. Er belustigte sich ein klein wenig an dem von zartem Blau überwölkten Rokoko der Einrichtung und eilte weiter, diesmal durch eine halboffene Verbindungstür in das Boudoir der Dame und von dort endlich in einen Raum, den er ohno weiteres als der blonden Gesellschafterin der Frau von Lehnemark gehörig erkannte . . .

Das Zimmer hatte weiße Lackmöbel, die mit lachsroten Seidenbändern geputzt waren; aber weder dies, noch die hier herrschende Spiegelverschwendung interessierte den Kommissar. Die Kästen der Spiegeltoilette, die Schränke und Kästchen, alles stand offen. Aber so eifrig der Kriminalist suchte, er fand keinen Brief, kein Blatt Papier. Und ein Blick hinter die breite, auch wieder mit fleischfarbener Seide dekorierte Messingbettstelle belehrte ihn sogleich über die Ursache dieses gänzlichen Mankos: da hinten stand ein großer, äußerst solider Lederkoffer, der, das ergab die Beleuchtung mit der Taschenlampe ohne weiteres, so starke Schlösser besaß, daß nur ein gewaltsames Aufbrechen, an das Dr. Schavrell natürlich gar nicht dachte, hier hätte zum Ziele führen können. Nun fragte es sich, ob vielleicht in einem Nebenraum Anhaltspunkte sich fanden? Eine Tür war dort, aber nur eine Tapetentür, die nicht verschlossen war.

In dem Moment, wo der Kriminalkommissar den Schlüssel umdrehte und die Tür behutsam aufzog, hörte sein feines, durch so viele Übung geschärftes Gehör draußen auf dem Korridor Schritte. Er lauschte gespannt . . . der Schritt kam näher . . . es klopfte . . . Im selben Augenblick war der Kommissar in der Kammer und zog, zwischen den Kleidern, die dort eins beim andern an Regalen hingen, die Tür vorsichtig ins Schloß.

Die Tapetentür war wohl sehr dünn, schloß in den Fugen vielleicht auch nicht besonders, jedenfalls hörte Dr. Schavrell das Hereintreten der Person ins Schlafzimmer des Fräuleins so deutlich, wie wenn er selbst danebenstände . . . Jetzt fiel auch ein schwacher Lichtschein, wahrscheinlich durch einen Tapetenriß, in sein Verließ. Der da draußen hatte das elektrische Licht angedreht — denn es war ein Mann, der Kommissar war nach der Art des Anklopfens, nach dem Auftreten der für ihn unsichtbaren Füße fest überzeugt davon . . . Und glaubte auch zu wissen, wer es war . . .

Dann hörte der Beamte, dem es zwischen den Kleidern etwas warm wurde, ein leises Hin- und Hergehen . . . Stehenbleiben, ja er meinte sogar das tiefe Atemholen dessen zu vernehmen, der hier doch mehr wollen mußte, als nur im Zimmer dieser jungen Dame zu verweilen.

An seine eigene Situation dachte Dr. Schavrell gar nicht. Für ihn, der diesen Beruf aus Lust an

spannenden, aufregenden und natürlich auch gefährlichen Momenten erwählt hatte, kam der Umstand, daß er hier vielleicht überrascht werden und sich dann einem möglicherweise sehr unangenehmen Gegner gegenübersehen konnte, gar nicht in Frage. Nur ein leidenschaftliches Interesse, eine die entferntesten Möglichkeiten erwägende Aufmerksamkeit erfüllte ihn, und er begriff vollkommen den lauten Senfzer seines Nachbarn, den wahrscheinlich noch eine größere Ungeduld peinigte als ihn selbst.

Da ging die Tür, und ein ersticktes „Ah!“ verriet dem Kriminalisten, daß der Harrende nun belohnt und die erwartete Person eingetreten sei.

„Was ist denn?“ hörte Dr. Schavrell die Mädchenstimme, die er trotz ihres Flüstertones und der hemmenden Tapetentür auf der Stelle erkannte, sagen, „weshalb rufen Sie mich denn her?“

Im Ton des Fräuleins war Aerger und Ungeduld. Ueber die Beklommenheit und die schüchterne Form, in der der andere sprach, wurde sich der Kommissar erst mit der Zeit klar.

„Es ist was nicht richtig,“ sagte die männliche Stimme, die zweifellos dem Diener Franz gehörte, „erstens mal der Sohn, der gekommen is, der Geheimrat, und dann auch der andere . . . der besonders . . .“

„Ach was, Sie sind wirklich ein richtiger Hasenfuß! Wenn man denkt: so ein Goliath, und läßt sich von jedem ins Bockshorn jagen!“

„Erna!“ Der Mann stöhnte.

„Was ist denn?“ Sie näherte sich ihm scheinbar. Ein Schluchzen, sicher aus der Mannesbrust, ward vernehmlich.

Der Kommissar nickte in seinem heißen, vom Dunst und Parfüm der Frauenkleider geschwängerten Versteck vor sich hin. Auf diese Weise hatte es dieser schöne, blonde Teufel fertiggebracht, den einfachen Menschen da in ihre Netze zu bringen, um einen Genossen für ihr Verbrechen zu haben! Er hörte etwas wie das Geräusch von Küssen, die aber wohl nur den Händen des Mädchens galten, sie sprach gleichzeitig, mit derselben lockenden, weichen, girrenden Stimme, der Dr. Schavrell vorher im Salon gelauscht hatte, die arme und reiche, kluge und törichte Menschen gleichermaßen in ihren Bann zu schlagen schien.

„Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, Franz,“ sagte sie, „es ist alles genau vorgesehen . . . in acht Tagen ist die Alte erledigt und wir haben das Geld.“

„Und wer“ . . . der Mann sprach stockend, „wer soll es tun?“

„Was denn?“

„Na, ich meine, die alte Frau . . . Frau v. Lehne-mark“ . . .

„Na, ich meine, wir müssen doch . . . die muß doch . . . von selbst wird sie's doch nich rausgeben!“

Das Mädchen lachte, ein Lachen, das so weich, so kindlich klang und das doch so verräterisch falsch war.

„Ach so, Franz, ja . . . Wenn Sie uns da nicht helfen wollen . . . haben Sie darum solche Angst?“

„Ja“, gestand der Mann schwer atmend.

„Aber meine Liebe wünschen Sie sich? Ich soll die Ihre sein?“

„Ja, ja!“ stieß die vor Erregung heisere Stimme hervor. „Ja, Erna! . . . Süße, einzige Erna!“

Und ein hartes Dielengeräusch sagte dem Lauschenden, daß der große Mensch nebenan vor der goldhaarigen Verführerin auf die Knie gefallen war.

„Aber, Franz! . . . Kommen Sie, stehen Sie doch auf, wir haben doch jetzt wirklich dazu keine Zeit . . . kommen Sie doch!“

Sie fing an, nervös, ungeduldig zu werden, ihr

Organ hatte plötzlich alle seine Süße und Weichheit eingebüßt. „Sollen wir uns durch Ihre Dummheiten hier etwa noch verraten?“

Ihn hörte der Kommissar heftig schluchzen. Das lange gehemmte und aufgespeicherte Gefühl einer tollen Liebeshörigkeit mußte den starken Menschen ganz zusammengeworfen haben.

Nun trat sie ihm näher und beugte sich hinab zu seinem Ohr. Dr. Schavrell vernahm mit gespitztem Gehör doch nur ein Wispern, ein Zischeln. Die bunte, gleißende Schlange spritzte dem Betörten ihr Gift, ihre verbrecherischen Pläne ins Herz!

Des Mannes Stimme kam wieder ruhiger, wenn auch mit einem Klang der Angst, des Vorwurfs und der im Innern nachzitternden Erregung. Er war schwer zu verstehen, aber der Kommissar hörte doch, daß es sich um ihn selbst handele, um die Ueberraschung des Dieners durch Dr. Schavrell im grauen Salon.

„Es ist ja möglich,“ sagte das Fräulein sehr leise, „aber was wollen denn die rauskriegen? Haben ja nicht den geringsten Verdacht! . . . Nein, nein!“ wiederholte sie auf den abermaligen Einwand des Dieners.

„Der Geheimrat hat seine Mutter . . . zufällig . . . der . . . drau — — — zu tun — — — ganz ruhig“ . . .

Der Kommissar konnte trotz seines angespannten Lauschens nur noch Worte, einzelne Silben auffangen. Die beiden entfernten sich scheinbar von der Tapetentür, in deren nächster Nähe sie gestanden haben mußten. Erst huschten die kleinen, silbernen Schuhchen zur Tür hinaus, dann hoben sich die großen, harten Männerstiefel auf ihre Spitzen und schlichen hinterdrein.

Der Kommissar stand noch eine Weile in der Kleiderkammer. Er zerbrach sich vergeblich den Kopf über die Art des Ueberfalles auf Frau v. Lehne-mark. Aber die Blonde hatte mehrmals das Wort „wir“ und „uns“ gebraucht, wenn sie von der beabsichtigten Tat zu dem Diener sprach, der so wohl nur einem andern, der das Ganze dirigierte, als Beistand dienen sollte. Aber wo war dieser andere? In Hamburg vielleicht, in Großborstel, woher der Brief jener angeblichen Elise Freifrau v. Lauchenfels stammte?

Mit großer Vorsicht die Kammertür öffnend, lauschend und schleichend wie ein Fuchs, gewann der Polizeimann den Korridor und befand sich eine Minute später wieder unter den Gästen der Frau v. Lehne-mark, die seine Abwesenheit wohl kaum bemerkt hatten.

* * *

Dr. Schavrell hatte die Fenster seines Dienstzimmers weit geöffnet. Gegen Morgen war endlich das langersehnte Gewitter niedergegangen, dessen furchtbarer Platzregen die Straßen der Stadt überschwemmt hatte. Und es regnete immer noch, leise, verhalten, aus einem bewölkten Himmel, der kann ein Stückchen seines reinen Blaus zeigte. Aber die Luft, dieser wie von tausend Fluten gewaschene Atem der Großstadt war jetzt köstlich. Der Kriminalkommissar war aufgestanden von seinem Pultsessel und an das Fenster getreten, das ihn aus einer Dreistöckhöhe über die Dächer der nach dem Westen zu liegenden Häuser hinwegsehen ließ. Da war noch viel altes Gemäuer, für das die Baulust ihre Spitzaxt wohl schon geschliffen hatte. Und in diesem Augenblick kam ein Sonnenstrahl, der erste nach dem tobenenden Unwetter aus gespaltenem Wolkenkamm, huschte über die nassen, aufglänzenden Dächer und verstärkte sich zu einem breiten goldenen Licht, in dessen Glanz und Schimmer ein Taubenflug ba-

dete, der hoch in der Höhe seine jach unterbrochenen Schleifen zog.

„Es wird Licht!“ sagte Dr. Schavrell vor sich hin und lächelte. Dann drückte er auf den Knopf des Zimmertelegraphen. Der eintretenden Schutzmannsordnung befahl er:

„Die Rapportel!“

Der Mann kam mit einer Aktenmappe. Da heraus fielen auf Dr. Schavrells Tisch ein Stoß Papiere, die der Kommissar durchblättert.

Es klopfte, ein anderer Beamter trat ein und meldete:

„Herr Geheimrat v. Lehnemark!“

„Ich lasse bitten!“

„Wir haben uns gestern gar nicht mehr recht aussprechen können,“ sagte der Professor nach einer freundlichen Begrüßung, die von seiner Seite trotzdem etwas Vorsichtiges, Zurückhaltendes hatte, „und Sie gingen ja auch leider so früh, lieber Doktor.“

„Ja, ich mußte heute schon sehr zeitig wieder raus!“

„Schadel! Es war noch so nett später . . . Das Fräulein hat nachher auch noch gesungen.“

„Das Fräulein? Die Gesellschafterin?“

„Ja, eine ganz ungeschulte Stimme . . . aber brillantes Material . . . Meine Mutter hat allen Ernstes die Absicht, sie ausbilden zu lassen.“

Dr. Schavrell sagte mit einem feinen Lächeln:

„Ihre Frau Mutter ist jedenfalls ganz im Banne dieser Schönheit.“

„Ja, und das begreif' ich auch vollkommen! Das ist ja in der Tat ein ganz seltener Mensch! . . . Klug und schön . . . und musikalisch . . . überhaupt eine Vielseitigkeit!“

„Ja, vielseitig ist sie, das ist wahr.“

Der Professor lachte, fast ein bißchen verlegen, dann sagte er zögernd, als sei ihm das, was nun kommen würde, zum mindesten unerwünscht:

„Sie halten also wirklich noch an Ihrer Ansicht fest, Doktor?“

Der Kommissar hatte seinen Schlachtplan total geändert. Er sah ja, daß die Blonde, wie erst die Mutter, so jetzt auch den Sohn vollständig überwunden hatte. Der Professor war, danach brauchte man nicht erst zu fragen, von der Harmlosigkeit und Unschuld der Gesellschafterin heute völlig überzeugt. Und damit war er nicht allein kein Bundesgenosse, sondern geradezu gefährlich für Dr. Schavrell, der jetzt beschloß, sich so passiv wie möglich zu verhalten, den andern reden zu lassen und ihm womöglich dadurch die Meinung beizubringen, er sei selber schon wieder von seinem Verdacht zurückgekommen.

So zuckte Dr. Schavrell die Achseln und sagte nur:

„Außerlich ist die jedenfalls eine scharmante Person!“

„Nein,“ erwiderte der Professor mit Wärme, „nicht nur äußerlich! Ich habe sie erst zwei Tage gesehen und kenne sie vorher ebensowenig wie Sie, lieber Doktor. Aber so viel Menschenkenner bin ich denn doch: das ist kein ganzer, voller Mensch, sag' ich Ihnen! Ein Prachtgeschöpf! Einfach ein Prachtmädchen! Sie lächeln und denken: Der hat sich auch fassen! Nee, lieber Doktor, das hat er nicht! Sie wissen, mein Beruf bringt mich seit zwanzig Jahren mit Simulanten und Heuchlern aller Art zusammen . . . täglich, stündlich, könnt' ich sagen. Und nun frag' ich Sie, Doktor: Sieht so eine Heuchlerin, eine Verbrecherin aus?“

Dr. Schavrell blickte nur verstockt und zweifelnd vor sich hin; er tat so, als rüttelten die Worte des Professors immer heftiger bei ihm an einer vorgefaßten Meinung, die schon ins Wanken kam. Auf

dem Grunde seiner Seele aber lachte und kicherte der Spott, im Gedanken an die Szene im Schlafzimmer der Gesellschafterin, zu deren Zeugen ihn allein sein spürendes Mißtrauen, sein scharfer Instinkt für verbrecherische Menschen gemacht hatten. . .

„Na, sagen Sie, lieber Doktor, jetzt, nachdem Sie dies Wesen auch kennen gelernt haben, da können Sie doch selbst nicht mehr den leisesten Zweifel hegen, daß wir uns geirrt haben? Daß das keine Verbrecherin . . . was sag' ich denn! . . . daß alles, was gegen das Mädchen vorgebracht wird, daß das nichts weiter wie ganz gemeine Hinterträgereien und Verleumdungen sind!“

Der Kommissar dachte, wie diese Worte des Freundes, der doch selbst ein erfahrener Praktiker in solchen Dingen und nebenbei ein wirklich kluger Mensch war — wie das alles wohl auf ihn selbst gewirkt hätte, wenn er nicht gestern Abend in der Kleiderkammer das Gespräch zwischen dieser scheinbaren Heiligen und dem ebenfalls von ihr genasführten Diener belauscht hätte. Er sah die Gestalt der Blondin in ihrer hinreisenden Anmut vor sich und begriff den Professor beinahe . . . Aber er wußte jetzt auch, daß alles, was in dieser Sache geschehen mußte, nur ganz allein von ihm, ohne jeden Mitwisser getan werden durfte! Deshalb spielte er die Rolle dessen, der sich gegen die bereits erkannte bessere Wahrheit nur noch schwach wehrt, geschickt weiter und sagte:

„Aber der Brief . . . der Brief!“

„Na schön, der Brief, der Brief, gesehn hab' ich ihn ja noch nicht,“ meinte der Professor, „aber.“

„Hier, bitte, hier ist er!“ Der Kommissar hatte flink das anonyme Schreiben aus der Mappe geholt, und es dem Gelehrten hingeschoben, der das unscheinbare Papier ebenso rasch nahm und es — offenbar doch nicht ohne eine gewisse innere Unruhe — überfolgte. Aber schon während des Lesens verschwand dieser gespannte Ausdruck von seinen Zügen. Zum Schluß lachte er laut auf:

„Und das ist Ihr ganzes Material?“

„Ja“, sagte Dr. Schavrell mit einem Ton, einer Miene, aus denen man erkennen konnte, daß er sich immer unsicherer fühlte und schon ein wenig anfang, die Blamage in den Augen des andern zu fürchten.

„Ich versteh' das nicht“, der Geheimrat wurde jetzt ganz ernst, „wissen Sie, wenn man Sie so hört, sollte man gar nicht an den warmherzigen, freundlichen Menschen glauben, der doch in Ihnen steckt! Anonyme Briefe sind an sich nicht viel wert; aber der hier erklärt sich doch so unsagbar einfach!“

„Sie meinen durch die Eifersucht irgendeiner anderen Frau?“

Der Professor nickte.

„Selbstverständlich? Was sagt denn die Schreiberin?“

Und er las mit lauter Stimme und starker Betonung den Brief absichtlich langsam vor:

„An der hohen Polizei. — Zeige ergebenst an, die Jesellschafterin bei Frau Baronin v. Lehnemark ist gar kein Fräulein, sondern ein Frauenzimmer, was auch nicht so heißen tut. Habe ihr beobachtet mit den Diener Franz, die unter eine Decke stechen. Sie habn was vor mit die gnädige Frau, was nichts gutes sein kann. Warscheilich auf die Reise, aber sehr bald. Das zeicht an“ . . . Nun folgte ein absichtlich unleserliches Namengekritzeln und dann noch die Worte: „Frau Baronin wohnt Margaretenstraße 87.“

Herr von Lehnemark sagte aufblickend:

„Wie sind übrigens gerade Sie zu dem Briefe gekommen, Doktor?“

„Ich sah ihn durch Zufall bei einem Kollegen, der nichts Rechtes damit anzufangen wußte.“

„Und wohl auch der Ansicht war, es handle sich da um einen einfachen Dienstbotenklatsch?“ unterbrach ihn Herr von Lehnemark.

„Jedenfalls hab' ich ihn mir ausgebeten zur weiteren Bearbeitung . . . dazu hielt ich mich schon in Ihrem Interesse für verpflichtet, lieber Freund!“

„Aber ja! Selbstverständlich! Das erkenne ich ja auch vollkommen an! Um so mehr, wo es sich um das Teuerste und Liebste handelt, was ich habe, um meine Mutter! Dafür dank ich Ihnen auf alle Fälle, dessen können Sie fest versichert sein, lieber Doktor! Nur . . . ich meine . . . auch der beste Mensch, der fähigste Kriminalist“, der Geheimrat lächelte, seinen langen, schwarzen Bart drehend, voller Bonhomie, „selbst ein Dr. Schavrell kann sich mal irren, will ich sagen!“

Der Kommissar nickte langsam; sein Gesicht, dessen ein bißchen kleine, unter tiefen Lidern verborgene Augen so ruhig durch die Kneifergläser blickten, war ganz undurchdringlich.

„Ich habe natürlich auch meiner Mutter von dem Brief erzählt“, fuhr Herr von Lehnemark fort, „nicht gerne, wie ich offen gestehe. Denn im Grunde genommen schien mir die Sache zu unwichtig, um meiner alten Dame das Herz damit schwer zu machen. Aber sie hat einfach gelacht und gesagt, diese Dienstbotengeschichten interessierten sie gar nicht. Es wäre schon schlimm genug, daß sich immer gerade die besten Mädchen so bald verheiraten. Ihre Erna, ich meine Fräulein von Lauchenfels, hineinziehen in den Tratsch und die Eifersüchteleien der Domestiken untereinander, das wäre doch einfach komisch! Pardon, lieber Doktor! Das sage ich natürlich nicht, das sagt meine gute Mutter, die, das werden Sie gewiß zugeben, auch nicht gerade auf den Kopf gefallen ist und in ihrem langen Leben als Frau und Vorsteherin eines großen Hausahles gewiß mehr derartige Erfahrungen gesammelt hat.“

Der Professor hielt inne. Lachend sagte er dann: „Ich hätte eigentlich Rechtsanwalt werden sollen! Ich glaube, ich hätte da auch Karriere gemacht!“

„Und mich denken Sie sich als Staatsanwalt Ihnen gegenüber?“ lächelte der andere.

„Ein bißchen . . . übrigens, was ich noch sagen wollte“, meinte Herr von Lehnemark, „ich habe mich heute früh, zu allem Ueberfluß, nach ihren . . . nach Fräulein von Lauchenfels' Verwandtschaft erkundigt . . . ein Brief brachte mich dazu, den meine alte Dame mir zeigte — von der Mutter des Fräuleins . . . hier wollen Sie, bitte, mal lesen.“

Der Kommissar nahm den Brief. Er sah weniger auf die ziemlich gleichgültigen, übrigens von Frömmigkeit triefenden Sätze, als auf die Schrift, eine steile, zittrige Greisenhand, im Stil einer vergangenen Epoche, die nach des Kommissars innigster Ueberzeugung virtuos gefälscht war.

„Sehr gut“, sagte er daher doppelsinnig, „und Sie haben sich inzwischen nach der alten Dame erkundigt, lieber Freund?“

„Ja“, bestätigte der Professor mit sichtlicher Genugtuung, „und habe, wie vorauszusehen war, die denkbar beste Auskunft erhalten! Frau Elise von Lauchenfels ist die Witwe eines Domänenrates, wohnt in Großborstel bei Hamburg und besitzt nur diese einzige Tochter, die leider genötigt ist, ihr Brot in der Fremde zu suchen . . . übrigens ist die alte Frau in ihren Kreisen als sehr originelle und hochgebildete Dame bekannt und geachtet.“

Der Kommissar horchte auf: was er da hörte, das stimmte nicht ganz überein mit dem Ergebnis seiner Recherchen. Aber es war immerhin möglich, daß der Gewährsmann des Geheimrats besser orientiert war.

Für ihn selbst ging aus alledem nichts anderes hervor, als daß diese Verbrecherbande, an deren Existenz er auch nicht einen Augenblick zweifelte, ihre Maehination sehr geschickt ausführte. So wählten sie schlauerweise Personen, die in der Tat existierten, als angebliche Verwandte.

„Bei der alten Dame selbst haben Sie sich nicht erkundigt?“ sagte Dr. Schavrell.

Offenbar wenig angenehm berührt von dieser Zumutung, sagte der Professor:

„Wie denken Sie sich dann das, lieber Doktor? Meine Mutter fordert ein schutzbedürftiges junges Mädchen zum Mitkommen in ihr Haus auf . . . in der Straßenbahn, und dann soll sie, auf einen Brief von der Mutter hin, sich förmlich nach dem jungen Mädchen erkundigen? Die Geschichte, wie das kam, wie sich das Fräulein zu wehren hatte gegen einen solchen Unhold, und wie meine alte Dame ihr beistand, das hab' ich Ihnen doch erzählt!“

„Ganz recht! Ganz recht“, beeilte sich der Kommissar zu versichern, „das weiß ich alles! Und . . . wenn man die Sache so auffaßt“ . . .

„Ja, aber wie soll man sie denn sonst auffassen?“

„Allerdings . . . Sie haben ja recht.“ Der Kommissar wurde scheinbar immer verlegener. Bei sich aber übersah er die Situation jetzt noch viel klarer: Die Bande hatte irgendwo die Baronin von Lehnemark mit ihren liebenswürdigen, warmherzigen und nur allzu vertrauensvollen Eigenschaften kennen gelernt, hatte die Wohnung ausspioniert und nun die Blonde vorgeschickt. Zuerst gegen den Diener, diesen Tölpel, der auch sofort auf die schöne Larve hereinflügelte, und der dann seine Komplizen Zeit und Gelegenheit vermittelte, wo man auf die Gutherzigkeit und Schönheitsliebe der alten Frau Sturm laufen konnte. Denn, Dr. Schavrell zweifelte keinen Augenblick, diese auffallende Szene in der Straßenbahn war ein klug berechnetes Gaukelspiel gewesen, das richtig seine volle Wirkung getan hatte. . . .

Herr von Lehnemark war aufgestanden; offenbar sehr zufrieden mit dem Resultat seines Besuches. Im Fortgehen sagte er: „Ich möchte Ihnen gleich Adieu sagen, lieber Doktor! Ich fahre jedenfalls heute noch nach Kiel zurück . . . mit dem Abendzug. Jetzt, wo sich die Sache aufgeklärt hat, bin ich ja hier nicht mehr nötig.“

Der Geheimrat sah den andern, Bestätigung heischend, an. Wie der nur gedankenverloren nickte, fuhr der Gelehrte fort:

„Ich habe dies Jahr spät Urlaub . . . habe ihn also noch vor mir, was auch etwas wert ist . . . Vielleicht“, setzte er mit dem frohesten Gesicht von der Welt hinzu, „gehe ich dann auch nach Helgoland . . . meine Mutter bleibt jedenfalls längere Zeit dort . . . und . . . die alte Dame hat sonst so gar nichts von mir.“

Erst als die Tür hinter Herrn von Lehnemark ins Schloß gefallen war, breitete sich das Lächeln über Dr. Schavrells Züge. Er hätte dem Freunde diese schwere und unausbleibliche Enttäuschung gern erspart. Da das nicht in seiner Macht stand, wollte er mit verdoppelter Wachsamkeit auf seinem Posten sein. Er rauchte sich eine von den schwarzen Havannazigaretten an, die er bevorzugte, seit er sich einige Jahre in den „Staaten“ aufgehalten hatte — die Amerikaner nennen sie bezeichnenderweise „Sargnägel“ — und begann seine Wanderung — die Hunderte und Tausende von Schritten in dem geräumigen Zimmer, während welcher er sich seine Pläne zurechtlegte und seine Entschlüsse faßte.

Bis die Ordonnanz klopfte und eintretend meldete:

„Ein Fräulein Hartha Flanzke wünscht den Herrn Kommissar zu sprechen.“

„Bitte.“

Die Tür ging auf, und ein großes, einfach gekleidetes Mädchen, das Dr. Schavrell sofort erkannte, trat ein.

* * *

Die getragenen Klänge einer Trauermusik kamen, allmählich sich zur vollen Melodie erhebend, durchs offene Fenster, das aus dem nun wieder blauen, lachenden Himmel ein großes, viereckiges Stück herauschnitt. Und war es die sanft hereinwehende Trauerweise oder ihr eigenes Leid — in die braunen Augen des großen Mädchens mit der weißen, etwas sommersprossigen Haut traten die Tränen . . .

Der Kommissar, der diese selbe Martha Flanzke in seiner Erinnerung wieder an sich vorbeigehen sah auf dem matterleuchteten Korridor, mit dem geschirrbeladenen Tablett in den ausgestreckten Händen, hielt es für richtiger, jetzt nicht zu wissen, daß sie bei Frau von Lehnemark im Dienst stand. Er ahnte nicht, er wußte, was ihm die nächsten Minuten bringen würden, aber das ließ ihn nur unbefangener erscheinen. Mit einem gütigen Lächeln beruhigte er das Mädchen; sie solle ihm nur sagen, was sie bedrückte! Soviel in seiner Macht stünde, wollte er ihr gewiß helfen!

Das Mädchen, offenbar von innerer Angst gepeinigt faßte sich mühsam.

„Ich komme, weil ich was anzeigen will, Herr . . . Herr“ . . .

„Kommissar bin ich . . . lassen Sie sich ruhig Zeit! Uebereilen Sie sich nicht! Gegen wen richtet denn Ihren Worten Glauben schenken, wenn ich sehe, daß Sie so voll Gift und Galle sind?“ Zimmer, da sagten sie aber, hier . . . ich habe nämlich den Brief geschrieben.“

„Meinen Sie den hier?“

Dr. Schavrell nahm das Schreiben aus der Mappe, die noch auf dem Tisch lag, und hielt es ihr hin.

„Ja, ja!“

Sie war sichtlich verwirrt und wußte nicht weiter. „Der Diener Franz — wie heißt er doch gleich?“

„Piper.“

„Ja, richtig, dieser Franz Piper ist wohl Ihr Bräutigam?“

„Ja . . . das heißt . . . wir . . . wir waren beinahe drei Jahre verlobt . . . und dann kam die . . . das Fräulein . . . ach, Herr Kommissar, das ist eine! Nein, so was können Sie sich nicht denken! Die . . . die“ . . .

„Ruhig, ruhig,“ ermahnte der Kommissar die Aufgeregte, die in dem Sturm, der ihre Brust durchtobte, rasch ein paar Schritt vorgetreten war und dicht neben Dr. Schavrells Sessel stand, „da, bitte, nehmen Sie mal Platz!“ Er zeigte auf den Stuhl, auf dem kurz zuvor der Geheimrat von Lehnemark gesessen hatte. „So . . . und nun antworten Sie ganz ruhig auf meine Fragen — wie lange kennt Ihr Bräutigam die Gesellschafterin schon?“

„Schon lange! Vorher schon!“

Der Kriminalkommissar erhob leicht die Hand. Das Mädchen, aus dessen dunklen Augen jetzt die Rache der Eifersüchtigen, der ohnmächtige Zorn der Verstoßenen glühte, saß mit halboffenem Munde, voller Fiebereifer das nächste Wort erwartend.

„Sie wollen damit sagen, daß Ihr Franz die Bekanntschaft dieses . . . dieses Fräulein schon gemacht hat, ehe sie bei Ihnen im Hause war?“

„Ja, Herr Kommissar, ja!“

„Und wo hat er sie kennen gelernt?“

Einen Augenblick perplex, sah das Mädchen den Beamten unsicher an.

„Wo? Na auf der Straße, wie 'ne ganz Gewöhnliche.“

Der Kommissar sah ihr ins Wort.

„Sie müssen sich nicht so aufregen! Wie soll ich sich denn Ihre Anzeige?“

„Ich war erst drüben im Bureau . . . in das große“

„Ja, aber, Herr Kommissar, ich kann doch nicht,“ schluchzte das Mädchen auf, „wenn ich doch sehe, wie er ihr nachrennt, und mit mir spricht er kein Wort! Rein wie verhext ist er ja! Und die, die lacht mich noch obendrein aus!“

„Sie meinen also, diese Person hat die Bekanntschaft Ihres Bräutigams bloß deswegen gemacht, um die Verhältnisse im Hause der Frau von Lehnemark kennen zu lernen und weil sie sich auf diese Weise — auf Umwegen natürlich — in ihre jetzige Stellung hineinschleichen wollte?“

Indem sie sich mit der großen, verarbeiteten Hand die Tränen von den heißen Wangen wischte, nickte die Aufgeregte mehrmals.

Der Kommissar ließ sie nicht zu Worte kommen, er fuhr rasch fort:

„Demnach müßte ja Ihr Bräutigam wissen, was mit Frau von Lehnemark, sagen wir mal, auf der Reise geschehen soll?“

„Das weiß er ja auch!“

„Hat er es Ihnen denn erzählt?“

„Nein, das nicht . . . aber ich weiß es!“

„Aber in ihrem Briefe haben Sie nichts davon geschrieben!“

„Nein, ich traute mich nicht . . . ich dachte, denn verhaften Sie ihn vielleicht . . . und . . . und denn kriegt er den Brief zu sehen . . . und denn . . . denn“ . . . Sie schluchzte von neuem.

Der Kommissar begriff die Weinende wohl: Sie wollte sich mit ihrer Anzeige nicht die letzte Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit dem Geliebten rauben. So mußte er sie darüber beruhigen!

„Ich verspreche Ihnen jetzt schon,“ sagte er, „daß ich alles, was in meinen Kräften steht, tun will, um Ihren Franz nicht allein zu schonen, sondern auch, daß ich ihn hindern werde, an dem Verbrechen überhaupt teilzunehmen. Dazu ist aber vor allem eins nötig: Ich muß klar sehen! Sie müssen mir alles haarklein erzählen, was Ihnen von der Sache bekannt ist! Auch die geringste Kleinigkeit hat Wert für mich! Also?“

Das Mädchen holte tief Atem und strich die gebrannten Stirnhaare, die aufgegangen waren und ihr wirr in die helle Stirn hingen, ein paarmal zurück.

„Zuerst wußte ich es ja nich,“ sagte sie und sah Dr. Schavrell, der ihr lächelnd zunickte, wie hilfe flehend an, „erst wie sie da war, hab' ich's bemerkt. Sie kam doch eines Tages mit die gnädige Frau Baronin und saßen beide ins Automobil . . . und denn, wie nächsten Tag der Koffer kam“ . . .

„Womit kam der? Der Koffer, mein ich.“

„Mit 'n Fahrraddienstmann.“

Der Kommissar machte sich eine Notiz, das Mädchen sah ihm aufmerksam zu.

„Nun weiter, bitte!“

„Ja . . . also da sah ich's gleich, das sie was mit 'nander vorhatten! Denn das merkt man doch, wenn man sich liebt! So dumm bin ich doch nich! Aber 's ging mehrere Tage, bis Sonntag. Da ging er nich mit mir aus! Und sonst sind wir doch immer! Das heißt, wir haben uns denn draußen getroffen auf die Straße.“

„Einen Augenblick!“ Der Kommissar nahm seinen Bleistift:

„Wie lange sind Sie schon dort im Dienst?“

„Zu Michaelis wern es zwei Jahr.“

„Und Ihr Bräutigam?“

„Ach, der“ . . . die Röte stieg dem Mädchen jetzt

bis in die Stirn, „den hab' ich ja erst hingebacht
... ein halbes Jahr ist es jetzt.“

Der Kommissar notierte beide Daten.

„Und wo war er vorher?“

Das Mädchen senkte den Kopf, ihre Stimme fiel,
und es wurde ihr sichtlich schwer, Auskunft zu ge-
ben.

„Bei Herrn Graf v. Reischach . . . aber da . . .
da . . . da is was passiert, Herr Kommissar . . . er
hat ein Vierteljahr gar nicht gedient, der Franz.“

„Wo war er denn während der Zeit?“

Sie brachte das Wort kaum über ihre Lippen, und
der sie fragte, hätte ihr so gern die Antwort erspart.
— Sah er doch, wie dieses brave Geschöpf den
Pflicht- und Ehrvergessenen auf alle Weise von
seinen schlimmen Neigungen abziehen und mitneh-
men wollte in ein reines, arbeitsfrohes und zufriede-
nes Leben. Bei diesem Kampf, den er so oft die
Guten hatte vergeblich kämpfen sehen, stieg es wie
bittere Wehmut in der Seele des Beamten auf. Er
wußte am besten, wie schwer die einmal Gesun-
kenen zurückzuführen sind auf den Weg, den das
Gesetz vorschreibt!

„Er hat also schon eine Strafe gehabt, nicht wahr?“

„Ja“, sagte sie stockend, „vier Wochen . . . er
hat das Geld für eine Postanweisung unterschlagen.“

„Und da haben Sie ihm, der sonst gewiß nichts
wieder bekommen hätte, da haben Sie ihm zu der
neuen Stellung verholfen?“

Sie nickte, ihre Zähne flossen wieder.

„Ich hab 'n doch lieb! Und, Herr Kommissar,
wenn ich 'n auch nich haben kann . . . bloß so was
machen soll er nich! Er soll nich wieder ins Gefäng-
nis!“

Dr. Schavrell nickte.

„Was wurde also nun? Wie haben Sie's erfahren,
was die da vorhaben?“

„Zuerst . . . da hab' ich's ihm gesagt, natürlich
. . . was er denn mit der wollte . . . die kann er ja
doch nich kriegen! Und da kam 's zum Krach! Und
dann war er so wütend auf mich, so wütend! —
Ich glaube, wenn er gekonnt hätte, denn hätte er
mir umgebracht . . . Denn ich lasse doch nich nach!
Und denn, denn müssen sie sich wohl verabredt ha-
ben, er soll wieder gut sein zu mir . . . und war er
auch . . . aber ich hab's doch gemerkt. Das kann
einer ja gar nich! Da schmeck ja jeder Kuß bit-
ter!“

Sie hielt inne, und als schäme sie sich, so viel
gesagt zu haben, blickte sie zur Seite.

„Nun und?“ sagte Dr. Schavrell leise.

„Denn hab' ich sie eines schönen Tages belauscht!“
Wie Triumph klang's jetzt in des Mädchens Stimme,
und nun sprudelten ihr die Worte förmlich von den
Lippen:

„Ja, ich hab' sie belauscht! Und sie sagte: „Wir
müssen das Geld haben! 's is gar nich schwer! Auf
der Reise!“ Was sie da machen wollen, das konnt'
ich nich verstehen, aber die Frau Baronin soll dran
glauben, das weiß ich, denn sie wollen denn zusam-
men weg, nach Amerika! Und die Rote, die hat das
Scheckbuch, das hat sie jetzt schon! Und denn heben
sie das Geld ab und adieu! Das hat sie gesagt, die
Rote, das hab' ich genau gehört! Dafür . . . dafür
lass' ich mich köppen!“

Der Kommissar sagte nichts. Er lächelte auch
nicht, obwohl es ihn fast belustigte, wie das von ihrer
Liebe und Eifersucht gepeitschte Mädchen das herr-
liche Haar der Goldblonden in boshafte Rot um-
färbte.

(Fortsetzung folgt.)

Luftschiffe im Kriegsfall.

(Zur Zeit glücklicherweise noch ein Phantasiebild.)

Der Zukunftskrieg in den Lüften, dem sich seit der
raschen Entwicklung von Luftschiff und Flugmaschi-
ne das Studium der Strategen immer mehr zugewen-
det hat, wird mit Waffen geführt werden müssen,
die mancherlei andere Forderungen erfüllen sollen,
als die im Land- und Seekrieg gebrauchten.

Mit der schwierigen Aufgabe des Artilleristen,
den Feind in der Luft erfolgreich zu bekämpfen,
beschäftigt sich ein interessanter Aufsatz von Major
Goebel in „Ueber Land und Meer“. Will man dem
neuen Gegner in der Luft wirksam begegnen, so muß
man ihn in seinem Element aufsuchen und ihm mit
geeigneten Waffen zu Leibe gehen. Die Luftschiffe
bieten durch ihren verhältnißmäßig sicheren und
ruhigen Flug für die Anbringung von Geschützen
aller Art günstigere Bedingungen als die Flugma-
schinen. Man hat denn auch bereits brauchbare Kon-
struktionen von Geschützen, Wurfgeschossen und
Handfeuerwaffen für das Luftschiff geschaffen. Das
Gewicht der Luftschiffgeschütze wird 300 bis 400
Kilogramm kaum übersteigen dürfen, wenn nicht der
Munitionsvorrat zu sehr beschränkt werden soll. Da-
bei muß aber das Geschöß das Rohr mit sehr großer
Geschwindigkeit verlassen, damit es dort, wohin es
gerichtet ist, noch das schnellbewegliche Ziel und
nicht den leeren Raum trifft. Solch außerordentli-
che Geschößgeschwindigkeit hat wieder eine star-
ke Rückstoßwirkung der Pulvergase zur Folge, die
sich in störender Weise für das Luftschiff äußern
würde. So schwer es nun ist, die Forderung der ge-
steigerten Geschößgeschwindigkeit mit einer schwa-
chen Rückstoßwirkung zu verbinden, so ist es doch
der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik
zu Düsseldorf gelungen, Ballongeschütze zu kon-
struieren, die den Anforderungen eines Kampfes in
der Luft gerecht werden.

Wie sind nun diese Geschütze am Luftschiff an-
zubringen? Während man bisher nur daran dachte,
sie in der Gondel des Luftschiffes zu placieren, sind
neuerdings praktische Ideen geäußert worden. Man
kann das Geschütz 5 bis 10 Meter unter der Gon-
del durch Taue befestigen, mittels deren es auch
gerichtet und abgefeuert wird. Bei Luftschiffen star-
ren Systems können die Geschütze auf dem starren
Tragkörper aufgestellt werden, wobei sie viel freier
im Schuß sind und weniger Gefahr laufen, die Gas-
hülle zu beschädigen. Die Düsseldorfer Fabrik
hat für ihre Ballonkanone drei Geschosse zur Ver-
fügung, die vernichtend gegen Luftschiffe und Flug-
maschinen wirken. Es sind dies die Ballongranate,
das Brandschrappnell und das Brasanzschrappnell
Ehrhardt von Essen. Die Ballongranate enthält in
ihrer Bodenkammer einen Brandsatz, der von einem
bestimmten Punkte der Flugbahn an einen deutlichen
Rauchstreifen entwickelt und es so ermöglicht, die
Lage des Schusses zum Ziel zu beurteilen. Die Wir-
kung dieser Granate ist, wenn sie trifft, sehr heftig;
sie zerstört die Gondel, und Sprengstücke zerreißen
die Gashülle. Verfehlt das Geschöß sein Ziel, so
kriecht es bald nach Entwicklung des Rauchstrei-
fens in der Luft, kommt also niemals ganz auf die
Erde herunter und kann deshalb eventuell auch un-
ter den eigenen Truppen kein Unheil anrichten. Das
Brandschrappnell ist mit Kugeln gefüllt, die durch
die Gase der Bodenkammerladung nach vorwärts ge-
trieben werden. Die Kugeln werden vor allem die
Mannschaft außer Gefecht setzen, häufig aber auch
einen Aeroplan zum Absturz zu bringen.

Das Brasanzschrappnell ist eine Verbindung von
Schrappnell und Granate von besonderer Furcht-
barkeit. Statt der Geschütze können auch Maschinen-

gewehre benutzt werden, deren sehr rasche Feuerfolge (400 bis 500 Schuß in der Minute) ermöglicht, die bei der Luftschiffahrt schnell sich bietenden und schnell verschwindenden günstigen Momente für die Wirkung voll auszunutzen. Außer Geschützen kommen für das Luftschiff Handgranaten in Betracht, die sich aber bereits bombenartigen Dimensionen nähern dürfen. Sehr brauchbar für den Kampf in der Luft wird die Aasensehe Handgranate, die sich durch eine große Brisanzladung (550 bis 650 Gramm) und eine verhältnismäßig große Schußweite (400 Meter) auszeichnet. Die Anzahl der mitzuführenden Waffen hängt von der Tragfähigkeit des Luftschiffes ab. Auf einem großen Zeppelin mit seinem Raumgehalt für 2000 Kilogramm Kriegsbedarf könnten ohne Schwierigkeiten zwei Geschütze kleinen Kalibers von je ca. 400 Kilogramm Gewicht mit einer Munitionszugabe von je 100 Schuß zu 2 bis 2,5 Kilogramm mitgeführt werden. Es blieben dann immer noch 600 bis 700 Kilogramm für Maschinengewehre, Bomben und Handfeuerwaffen oder die eine oder die andere dieser Kategorien übrig.

Größere Beschränkung in der Zahl der Waffen muß sich die Flugmaschine auferlegen. Die Franzosen haben sie jedoch bereits mit einer leichten Kanone ausgestattet, wobei allerdings abzuwarten ist, ob die Trefffähigkeit des Geschützes auf so schwankender, sich schnell bewegender Unterlage ausreichend sein wird, um die Verwendung einer solchen Waffe zu rechtfertigen. Aus demselben Grunde wird vorläufig die Mitnahme eines Maschinengewehres für die Flugmaschine nicht zu empfehlen sein. Eher wird man schon Handgranaten gebrauchen können, denn der Abwurf einer solchen Granate von ca. zwei Kilogramm bringt den Aeroplan nicht in's Schwanken und hat doch eine ausreichende Wirkung gegen große Luftschiffe. Viel schwieriger wird die sichere und erfolgreiche Verwendung der Handfeuerwaffe auf dem rapid fliegenden Aeroplan sein. Will man nun gar diese Waffen, die dem Kampf in der Luft dienen, gegen Ziele auf der Erde richten, so ist aus wirklich kriegsmäßigen Höhen, also über 1300 Metern, kaum etwas anderes zu erwarten, als Zufallstreffer. Jedenfalls werden nach allen bisher angestellten Versuchen die Kämpfenden auf der Erde die Waffen ihrer Feinde in der Luft nicht zu fürchten brauchen.

Ueber allgemeine Schwäche.

Von den alten Germanen wird berichtet, daß sie die Neugeborenen in kaltem Wasser untertauchten, um auf diese Weise gewissermaßen eine Aussonderung der Schwächlichen zu bewirken. Noch viel entschiedener war das Verfahren der alten Spartaner, die ausgesprochen schwächliche Kinder kurzerhand von Staats wegen töten ließen. In unserer humanen Zeit kommt die Auslese, welche bei den Naturvölkern durch Ausmerzungen aller minderwertigen Elemente die Rasse stark und kräftig erhält, in Wegfall. Der ärztlichen Kunst ist vor allem die Aufgabe zuerteilt, schwächliche, in körperlicher Hinsicht minderwertige Individuen zu schützen, zu kräftigen und dadurch am Leben zu erhalten. Und die moderne Hygiene reicht gerade den Schwachen ihre vielen und ausschlaggebenden Hilfsmittel. Ich erinnere hier an die segensreichen Einrichtungen, welche einen starken Wall gegen die Volksseuchen aufrichten. Freilich sind so manche Forscher der Ansicht, daß die Erfüllung dieser humanitären Aufgaben und diese menschenfreundlichen, von der Hygiene diktierten Vorschriften und Gesetze die Rasse verschlechtern, die Degeneration der Menschheit beschleunigen. Da will ich es offen aussprechen, daß

ich das ganze Gerede von der Degeneration der Menschheit für eine sehr gangbare, aber falsche Münze halte. Degeneration und Regeneration gehen ja immer Hand in Hand. Die städtischen Bewohner erfrischen sich durch erneuten Zuzug vom Lande. Man verwechselt eben oft Degeneration und Nervosität. Das sind aber grundverschiedene Dinge.

Und diese Nervosität, unter der heute die überwiegende Mehrzahl der Menschen leidet, erzeugt an und für sich keine Krankheiten, aber sie kommt als unterstützender Faktor in Betracht. Und als solcher spielt sie allerdings eine verhängnisvolle Rolle. Die Nervosität setzt die körperliche Widerstandsfähigkeit herab und bildet eben dadurch die Grundlage für die Entstehung vieler Nerven- und Herzkrankheiten, der Tuberkulose und anderer Infektionskrankheiten. Die durch die Nervosität bedingte allgemeine Schwäche schafft also demnach die Veranlagung, die Disposition zu vielen Erkrankungen.

Bringt es nun ärztliches Können zuwege, durch individuell richtig angepaßte Kuren, die den ganzen Heilapparat der Natur in Bewegung setzen (Licht, Luft, Wasser, Heilquellen usw.), die Nervenschwäche zu mildern und zu beseitigen, also das geringe Widerstandsvermögen zu stärken und die schwache Konstitution zu bessern, so verschlechtert die humane Tätigkeit des hygienischen Arztes mitnichten die menschliche Rasse, sondern hebt und veredelt sie. Und wie oft macht jeder Arzt die Beobachtung, daß unter zweckmäßiger Pflege und Ernährung oft sehr schwächliche Kinder zu gesunden und kräftigen Menschen heranwachsen! Von den Ursachen der allgemeinen Schwäche sei heute nur eine erwähnt: der regelmäßige Genuß aufregender Getränke. Trotz aller experimentell festgestellten Tatsachen und der Fülle ärztlicher Erfahrungen fällt es schwer, die Menschen zu der Ueberzeugung zu bringen, daß alle Reizmittel den Nerven eine krankliche Stimmung und Reizbarkeit geben, daß sie an der Nervenkraft zehren und die Energie der Bausteine unseres Körpers, der Zellen, stören und vernichten. Die meisten Menschen halten noch immer die Genußgifte für „traute Freunde“, die ihnen subjektives Wohlbehagen bescherten und sie in eine aufgeräumte Stimmung versetzen.

Die Therapie muß selbstverständlich dieses ursächliche Moment der allgemeinen Schwäche in erster Linie ausschalten. Denn nur wenn die Ursache der verringerten Widerstandskraft fortfällt, kann diese erstarken, der Mensch gesund werden. R.

Aus der Technik

Stufenlose Straßenbahnwagen. Bei den New Yorker Straßenbahnen ist seit einiger Zeit eine neue Wagenbauart in Betrieb, die in mehrfacher Beziehung von den bisher gebräuchlichen Straßenbahnwagen abweicht. Besonders auffallend ist bei diesen neuen Wagen das Fehlen der Stufen beim Ein- bzw. Austritt. Wie das „Bayrische Industrie- und Gewerbeblatt“ nach Veröffentlichungen in der amerikanischen Fachpresse berichtet, ist bei den neuen Straßenbahnwagen der Boden so tief gelegt, daß er sich nur etwa 25 cm über dem Straßenboden befindet. Man kann daher das Innere des Wagens von der Straße aus mit einem einzigen Tritte erreichen, in gleicher Weise etwa, wie man von der Fahrbahn einer Straße aus den Bürgersteig betritt. Diese neue Einrichtung bewirkt eine recht erhebliche Beschleunigung des Verkehrs an den Haltestellen und vermindert zugleich die Zahl der Verkehrsunfälle. Auch

wird bei den neuen Wagen der Schaffner von der Aufgabe entlastet, älteren oder schwachen Personen beim Ein- und Aussteigen behilflich zu sein, so daß er der raschen Abwicklung des Verkehrs seine ganze Aufmerksamkeit widmen kann. Von weiteren Abweichungen dieser neuen Wagen gegenüber den älteren Wagen ist die Lage der Türen zu nennen; diese befinden sich nämlich nicht wie bei uns an den Enden, sondern in der Mitte des Wagens. Hierdurch wird ebenfalls die Wartezeit an den Haltestellen verkürzt, denn der durchschnittliche Weg, den der einzelne Fahrgast von der Tür zu seinem Platze zurückzulegen hat, ist in diesem Falle kürzer. Von den beiden Türen dient die eine nur dem Eintritt, die andere nur für den Austritt der Fahrgäste. Da die Türen mittels eines Druckluftverschlusses von dem Schaffner geöffnet und geschlossen werden, ist ein Auf- und Abspringen während der Fahrt hier unmöglich. Die fast ganz aus Stahl gebauten Wagen haben 51 Sitzplätze und zahlreiche Stehplätze die Führerabteile an den beiden Wagenenden sind vom Innenraum vollständig getrennt.

Deutsches Telefunkenwesen. Zu einer Weltorganisation der telegraphischen Nachrichtenübermittlung hat sich in jüngster Zeit neben den 35 051 km Kabellänge, die von der deutschen Industrie hergestellt sind und von deutschen Gesellschaften betrieben werden, die Entwicklung der radioaktiven Telegraphie gesellt. Die Telefunken-gesellschaft hat nach den „Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland“ während der letzten Monate in Verbindung mit der Deutschen Betriebs-gesellschaft für drahtlose Telegraphie eine Reihe neuer Stationen eingerichtet für Dampfer der Hamburg-Amerika Linie, des Norddeutschen Lloyd, der Hamburg-Südamerikanischen Dampfergesellschaft und für die Deutsche Ostafrika Linie. Seit dem 1. Oktober 1912 sind Stationen in Betrieb gesetzt in Breslau, Laibach, Madrid, Cadix, Ambon (Niederländisch Indien), Rivera (Uruguay), Nea Genea und Kerageo (Griechenland), Mykali, Infante Isabel und Estramadura in Spanien. Kriegsschiffstationen sind in jüngster Zeit geliefert für die dänische griechische österreichische und russische Marine.

Die Anbaumöglichkeit feiner Baumwollsorten im Staate São Paulo.

Von Julio Roll.

Im Staate selbst werden bisher von Privatunternehmen trotz günstiger Boden- und klimatischer Verhältnisse nirgends die feineren ägyptischen Baumwollsorten angebaut. Dies hat wohl seinen Grund einerseits in der großen Ausdehnung der Kaffeekultur, andererseits wieder darin, daß einzelne Versuche, welche mit ägyptischen Sorten gemacht wurden, ungünstig ausfielen. Daß diese Versuche nicht fortgesetzt wurden, ist ein großer Fehler; man braucht nur die Zollstatistik zur Hand zu nehmen, um zu sehen, welche enormen Summen durch den Import feinerer Baumwollwaren dem Auslande mangels einer Feingarn-Industrie zufließen.

Den Beweis für die Möglichkeit, ägyptische Baumwollsorten in anderen Ländern zu akklimatisieren, liefert Nordamerika.

Die enorme Ausfuhr Nordamerikas an Upland-Sorten hinderte nicht, daß Millionen speziell für den Import langstoppliger Baumwollsorten aufgewendet werden mußten, denn für die feineren Garne lassen sich die kurzstoppligen Upland-Sorten nicht verspinnen und da auch die Feingarn-Spinnerei in Nordamerika sich mehr und mehr vom Auslande, speziell von England, unabhängig zu machen suchte,

so reichte die Produktion besserer Wollen nicht mehr entfernt zur Deckung des eigenen Bedarfes aus, um so weniger, als die in Nordamerika kultivierte feinere Sea Island-Wolle nach Frankreich zur Fabrikation von Kunstseide ging.

In den Jahren 1900—1901 wurden insgesamt 77 Millionen Pfund direkt von Aegypten und 19 Millionen Pfund ägyptischer Baumwolle über England nach Nordamerika eingeführt, allein im Jahre 1904 stieg der Verbrauch auf 61 Millionen Pfund. Es wurden nun vom Departement of Agriculture Anbauversuche mit ägyptischen Sorten gemacht, welche auch für den Staat São Paulo von großem Interesse sind, da dieselben nach anfänglichen ungünstigen Resultaten den besten Erfolg hatten.

In dem gemäßigten Klima der Vereinigten Staaten kamen nur wenige Gegenden in Betracht, denn in den meisten Teilen der Hauptbaumwoll-Gegenden, dem sogenannten Cotton Belt, ist der Sommer für die Reife ägyptischer Baumwollen nicht lang genug. Anbauversuche wurden zunächst in Sud Carolina, Sud Texas, West-Texas, Neu-Mexiko, Arizona und Südwest-Kalifornien gemacht, dieselben ergaben in keiner Weise befriedigende Resultate und wurden dann auf Kalifornien beschränkt.

Trotz dieser Mißerfolge wurden vom Jahre 1902 an diese Versuche fortgesetzt und heute verfügt Nordamerika auf Grund systematisch betriebener Saatzucht über den örtlichen und klimatischen Verhältnissen angepaßte ägyptische Baumwollsorten, welche es ermöglichen, daß die Vereinigten Staaten den größten Teil ihres Feinwollenbedarfes in eigenen Lande decken können. Auch die Ernteresultate sind glänzende. Im Jahre 1910 wurden pro Hektar 14.600 Pfund Saatwolle, das sind bei 30 Prozent Sint rund 4866 Pf., nach Alqueire also 7290 Pf. reine Wolle geerntet. Der Preis pro Pfund notierte 1.05 Mark.

Diese an verschiedenen Stellen in den Vereinigten Staaten gemachten Versuche zeigen, wie wichtig systematisch betriebene Saatzucht für die Einbürgerung hochwertiger Baumwollsorten ist und daß man sich nicht damit begnügen darf, daß die erzielte Wolle quantitativ der ägyptischen gleichkommt. Im Gegenteil, sie beweisen sogar, daß die Charaktere der ägyptischen Sorten, was die Güte der Faser anbelangt, so konstant sind, daß diese Arten eine Akklimatisierung in anderen Ländern vertragen, ohne ihre schätzenswerten Eigenschaften zu verlieren.

Meines Erachtens sind z. B. die klimatischen Verhältnisse im Staate bedeutend günstiger für diese Kultur als in dem unausgeglichenen Klima in Nordamerika und ich kann den interessierten Kreisen nur dringend empfehlen, diese Versuche weiter aufzunehmen und konsequent bis zum Erfolg durchzuführen, denn was die Nordamerikaner in dieser Beziehung geleistet haben, können wir hier im Staate auch leisten.

Balkanstimmen

Um von der Stimmung, die nach dem Falle Skutari in der reichsdeutschen Presse herrschte, einen Begriff zu geben, erlauben wir uns zwei Artikelstellen aus den „Hamburger Nachrichten“ und der „Frankfurter Zeitung“ hier herzusetzen. Das erstgenannte große deutsche Blatt schreibt, nachdem es von dem „Recht“ Montenegros auf Skutari gesprochen: „Es handelt sich auch jetzt nach dem Fall der Festung lediglich darum, den widerspenstigen Montenegrinern den Willen Europas aufzuzwingen. In Wien macht sich in der Presse wieder eine erhöhte Nervosität bemerkbar. Die dortigen Blätter ergehen sich in iro-

nischen Angriffen gegen die europäische Diplomatie, deren ohnmächtige Beauftragte — die internationale Flotte in der Adria — gegen Montenegro nicht das geringste ausgerichtet habe. Es fehlt auch nicht an ungeduldigen Andeutungen, daß Oesterreich-Ungarn nicht lange mehr mittun könne. Der Donaumonarchie sind allerdings bisher schon aus der Balkankrisis Unkosten erwachsen, die die Höhe von 850 Millionen Kr. erreicht haben. Und das für nichts und wieder nichts! Einige Wiener Zeitungen sehen gerade in der Gemeinsamkeit des europäischen Vorgehens gegen Montenegro die Ursache der Vereitelung des Zieles. Dagegen möchten wir auch diesmal nicht verfehlen, der Presse in Oesterreich-Ungarn die Beobachtung größerer Besonnenheit und Ruhe dringend ans Herz zu legen, wenn wir auch durchaus ein Verständnis dafür haben, daß Oesterreich-Ungarn schon mehr als einmal während der Balkankrisis berechtigten Grund gehabt hätte, sich aufzuregen. Aber gerade in der Politik ist Aufregung, und mag sie noch so berechtigt sein, die schlechteste Beraterin. Auch in Wien sollte man bis zum Beweise des Gegenteils daran festhalten, daß alle Großmächte sich gerade in der Skutariangelegenheit so gebunden haben, daß sie einfach nicht mehr zurück können, ohne alles bisher Erreichte und damit den Frieden Europas in Frage zu stellen. Wir glauben, daß keiner der beteiligten Staaten eine so schwere Verantwortung auf sich zu nehmen gewillt ist, höchstens könnten die Mittel und Wege streitig sein, auf denen man Montenegro endgültig beikommen will. Vielleicht werden sich im europäischen Mächtekonferenz Stimmen erheben, die von einer militärischen Zwangsvollstreckung des Willens Europas gegen Montenegro abraten. Es wäre ja auch immerhin denkbar, daß König Nikita bei den kommenden Friedensverhandlungen unter dem Druck der Mächte und seiner eigenen Verbündeten Skutari doch schließlich freiwillig preisgibt, wenn ihm entsprechende Kompensationen auf den Verhandlungstisch gelegt werden. Solange noch nicht alle Mittel des diplomatischen und finanziellen Drucks erschöpft sind, würden wir Oesterreich-Ungarn jedenfalls dringend abraten müssen, auf eigene Faust gegen Montenegro vorzugehen. Nach unserer Kenntnis der Dinge denken die leitenden Kreise in Wien trotz aller Nervosität der Presse nicht daran, sich zu übereilten Entschlüssen ab irato fortreißen zu lassen. Eine unmittelbare Gefahr für den Frieden besteht also nicht, es sei denn, daß unvorhergesehene Komplikationen eintreten, mit denen in kritischen Zeiten natürlich immer gerechnet werden muß.“

Ueber dieselbe Sache schreibt die „Frankfurter Zeitung“ in demselben Sinne aber in einer anderen Tonart:

„Für die Gesamtheit der großen europäischen Länder, und nicht nur um ihrer wirtschaftlichen, auch um ihrer politischen Interessen willen, war der Widerstand Montenegros gegen ihr Gebot und ist jetzt die Erstürmung Skutaris in der Tat ein Skandal. Aber wessen Sache war es, für die Ruhe Europas zu sorgen? War das Pflicht des Montenegriners, oder ist nicht Europa groß genug, sich selbst zu schützen? Man wäre beinahe versucht, zu spotten, Europa sei zu groß, sich überhaupt noch zu bewegen oder gar mit dem kleinen tapferen David der Schwarzen Berge fertig zu werden. Aber das hieße vielleicht mehr behaupten, als eine künftige Entwicklung Europas rechtfertigen möchte. Europa ist nicht zu groß, es ist noch zu mangelhaft organisiert und, eines vor allem, es fehlt ihm der leitende Kopf, der auf jede Notwendigkeit ohne Verzug reagieren und seine Aktion durchsetzen und verantworten könnte. Welches Witzblatt könnte beißende-

ren Hohn ersinnen als das Faktum, daß am Tage nach dem Fall von Skutari die Meldung einläuft, man habe sich auf die Ausdehnung der Blockade bis Durazzo geeinigt!

„Dieser Krieg auf der Balkanhalbinsel hat der europäischen Diplomatie eine Blamage nach der andern gebracht. Man mag ihr noch so hoch anrechnen, daß sie den Frieden zwischen den Großmächten selbst gewahrt hat, das kann doch alles Gelächter nicht stillen über die Nasenstüber, die einen nach dem andern die kleinen Balkansoldaten den großmächtigen Diplomatenherren Europas versetzt haben. Es ist aber für die Völker Europas auch eine sehr ernste Sache, daß sie ihre größten nationalen Interessen Leuten anvertrauen müssen, die sich so hinters Licht führen und so mit sich spielen lassen, wie es hier gesehehen ist. Die Blamage der Flottdemonstration gegenüber Montenegro ist nun wohl die größte von allen gewesen. Wieder waren die Mächte offensichtlich nicht genügend orientiert über die Absichten Nikitas und über die Aussichten seines Feldzuges. Sonst wäre es unmöglich gewesen, mit der harmlosen Schiffsparade sich zu begnügen.“

Weiter unten sagt dasselbe Blatt:

„Dazu wird den Montenegrinern durch die allseitig kundgegebene Befriedigung der Slawen — auch in Oesterreich-Ungarn selbst — über den Fall Scutaris der Rücken gesteuert. In Belgrad und in Sofia, in Petersburg, in Prag und in Agram jubelt man über den Erfolg der montenegrinischen Waffen, ja selbst russische Großfürsten haben Vetter Nikita beglückwünscht. Und der russische Gesandte Hartwig in Belgrad, trotz seines deutschen Namens eine der Hauptstützen der panslawistischen Bewegung, feierte in einer Ansprache an die demonstrierende Bolgrader Bevölkerung den Fall von Scutari als ein ruhmvolles Ereignis, das in der ganzen slawischen Welt lebhaften Widerhall finden müßte. Jeder Slawe fühle die Freude, die dieser Sieg ausgelöst habe. Diese allslawische Begeisterung ist immer noch eine gewisse Gefahr.“

Europa allerdings hat sein Wort verpfändet, daß Scutari zu Albanien gehören soll. Wie wird es das Wort nun einlösen, wenn Montenegro nicht gutwillig weicht? Die natürliche Lösung wäre ein Mandat an die beiden benachbarten Großmächte, Italien und Oesterreich-Ungarn, mit Waffengewalt Scutari zu befreien. Italien, dessen Königin eben den siegreichen Vater beglückwünscht hat, zeigt wenig Stimmung zu solcher Aktion. Oesterreich dagegen ist bereit. Aber werden die Mächte auf dieses Mandat sich einigen können? England gewiß, Rußland jedoch und Frankreich, das nur noch als Hilfsvolk des Zaren in diesen internationalen Fragen eine Rolle spielt, werden nicht so leicht zu so aktiver Stellungnahme zu bewegen sein. Aber Rußland kann auch nicht mehr widersprechen, wenn eine andere Macht sich anseht, dem kürzlich von der Zarenregierung selbst so energisch verteidigten Beschluß Europas Geltung zu schaffen. Deshalb braucht Oesterreich-Ungarn nicht mehr besorgt zu sein, den Frieden zwischen den Großmächten zu gefährden, wenn es seiner Geduld gegenüber den südslawischen Nachbarn jetzt ein Ziel setzt, und das ihm für die Albaner versprochene Scutari mit Gewalt zurücknimmt. Dieser Situation sollten nun auch die anderen Mächte sich nicht verschließen und aus der Not eine Tugend machen, indem sie gemeinsam die Aktion durchführen, die schließlich ihre gemeinsame Pflicht ist. Ob sie das tun werden, muß man abwarten, und auch Oesterreich verliert nichts dadurch, daß es Europa Zeit gibt, zu der neuen Situation Stellung zu nehmen.“

Wie er's ihm schonend sagte.

Hauptmann Krüger von der 4. Kompagnie sah seine Post durch und legte einen Brief, dessen Adresse entschieden von ungeübter Hand geschrieben war, vorsichtig beiseite.

„Irgendeine Rekrutensache,“ meinte er zu seiner Frau, „es ist geradeso wie im Kadettenkorps: auch bei den Rekruten gibt es sogenannte Aalväter und Aalmütter, die von dem Hauptmann womöglich verlangen, daß er ihre Geldsöhne trocken legt. Richtig,“ sagte er dann, als er das Schreiben durchflog hatte, „es handelt sich hier allerdings um einen recht traurigen Fall, die Mutter eines meiner Rekruten ist gestorben, und der Vater bittet mich, das dem Jungen in möglichst schonungsvoller Weise mitzuteilen. Ich kenne den Mann überhaupt noch nicht. Na, ich werde es Leutnant Behrens übergeben, der muß ja die Rekruten schon kennen und kann dann den Auftrag ausrichten.“

Dann nahm der Hauptmann seine Mütze und seinen Säbel und ging in den Dienst. Auf dem Korridor der Kaserne traf er seinen Rekrutenleutnant, der ihm Bericht über die neu eingestellten Landesverteidiger erstattete, mit denen er im Großen und Ganzen recht zufrieden war.

„Ach ja, mein lieber Behrens,“ sagte der Hauptmann, „ich habe da einen besonderen Auftrag für Sie. Die Mutter des Rekruten Müller ist gestern gestorben, und der Vater bittet mich, ihm das in schonender Weise mitzuteilen. Sie müssen ja die Leute besser kennen als ich; wollen Sie das bitte übernehmen. Der Mann ist natürlich, wenn es irgend geht, zu beurlauben, damit er zur Beerdigung fahren kann.“

Leutnant Behrens war ein gutmütiger Mensch, und vielleicht gerade deshalb war ihm der Auftrag besonders peinlich. Er bedauerte den armen Rekruten von ganzem Herzen, aber er sagte sich doch, daß der Feldwebel als Kompagnie-Mutter ihm die traurige Botschaft wohl besser übermitteln könne als er, da er es besser verstünde mit so jungen Leuten umzugehen. Er ging deshalb aufs Kompagnie-Bureau, wo der dicke Feldwebel Weidner über den Kompagnieakten schwitzte.

„Ach, mein lieber Weidner, Sie können mir einen großen Gefallen tun. Der Herr Hauptmann hat mir eben mitgeteilt, daß die Mutter unseres Rekruten Müller — ich kenne den Mann, offen gestanden, persönlich noch gar nicht — gestorben ist, und daß es ihm nun in möglichst schonungsvoller Weise mitgeteilt werden soll. Vielleicht tun Sie das, denn Sie kennen ja jedenfalls die einzelnen Leute schon besser als ich und verstehen es dem Manne so beizubringen, daß er nicht zu sehr darüber erschrickt.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ sagte der Feldwebel, und der Leutnant ging, froh, sich dieses betrüblichen Auftrages auf so gute Art erledigt zu haben. Aber der Feldwebel Weidner kratzte sich am Kopf. Er war zwar ein tüchtiger Soldat, aber für eine wohlgesetzte Rede fehlten ihm die Gaben, und so entwarf er alle möglichen Ansprachen, die er an den Rekruten richten wollte, um ihm die Trauerbotschaft möglichst schonungsvoll zu übermitteln. Jedoch fand er nicht das Rechte, und schließlich kam er zu dem Entschluß, diesen Auftrag doch lieber dem Sergeanten Eisenfresser zu übergeben, zu dessen Korporalschaft der Rekrut Müller gehörte. Dem Korporalschaftsführer sind die Rekruten besonders anvertraut, mag er auch ihre Privatsachen besorgen.

Eisenfresser saß in der Kantine bei seinem Frühstück, und als der Feldwebel ihm den Auftrag er-

teilte, trank er erst einen großen Nordhäuser, um seine Rührung hinunterzuspülen, denn er war zwar äußerlich ein rauher Krieger, der seine Rekruten ab und zu scharf anfaßte und des Glaubens war, daß ohne Kummer aus ihnen ein guter Soldat nicht gemacht werden könne, aber im Grunde hatte er doch ein weiches Herz. Es ging ihm gerade so wie dem Leutnant, deshalb war ihm der Auftrag des Feldwebels nicht gerade sympathisch. Armer Kerl, dachte er, so jung und schon die Mutter verloren! Na, ich werde mir mal überlegen, wie ich's ihm am besten in schonungsvoller Weise mitteilen kann. Aber er überlegte solange, bis er es schließlich im Augenblicke ganz vergaß, da er bei der schwierigen Arbeit des Nachdenkens noch zwei oder drei Nordhäuser mehr zu sich nehmen mußte, als sonst sein gewöhnliches Quantum war.

Am Nachmittag ließ er seine Korporalschaft auf dem Kasernenhofe „Einzelvorübergehen mit Grüßen durch Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung“ üben. Mit strengem scharfem Blicke musterte er die einzelnen Gestalten der ihm anvertrauten Landesverteidiger und mancher Seufzer entquoll dabei seiner Heldenbrust. Die Kerls wußten nicht einmal, wozu sie ihre Beine hatten und wo sie ihre Beine unterbringen sollten. Wenn das jetzt schon so beim einfachen Geschwindschritt ging, wie sollte das erst werden, wenn man damit anfangen mußte, ihnen den Parademarsch beizubringen. Da kam gerade einer, der besonders schlapp und lotterig vorbeiging, also ob er irgendwo spazieren ginge, anstatt hier auf dem königlichen Kasernenhofe „Grüßen durch Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung“ zu üben.

„Zurück noch mal, du schlappes Geschöpf,“ herrschte ihm der Sergeant Eisenfresser ingrimmig an, daß die roten Schnurrbartspitzen vor Erregung zitterten, „das ist doch — ach so, richtig — du bist ja der Müller.“ Dabei fiel ihm der Auftrag des Feldwebels wieder ein, „du denkst wohl, du kannst hier so schlapp vorbeikommen, weil gestern deine Mutter gestorben ist.“

So, nun war es heraus, und dem Sergeanten tat es im nächsten Augenblick in der Seele weh, als er den armen Jungen wie vom Blitze getroffen vor sich stehen sah. Er brachte es ihm denn auch noch einmal in möglichst schonungsvoller Weise bei und am Nachmittag konnte der Rekrut Müller in seine Heimat fahren mit 5 Mark in der Tasche, die ihm der gutmütige Eisenfresser als Entschädigung für die schonungsvolle Art und Weise in die Hand drückte, in der er ihm die Trauerbotschaft zuerst übermittelt hatte.

Ehekunst.

Es ist die Kunst der Eheleut'
Mit jedem Tag ein neues Heut'
Einander stets zu bieten.

Und immer nett und sauber sein,
Wie frisches Linnen aus dem Schrein.
Wie Duft von schönen Blüten.

Doch wenn ein Spatz die Spätzin freit,
Da fehlt Gesang, ein jeder schreit
In tollem Ueberbieten.

Der Alltag zieht alsbald ins Haus,
Stumpfsinnig leben sie sich aus —
Ihr Zweck liegt nur im Brüten.

Viktor Wejmelka.